

Göde Both

### **6th Gender & ICT: „Feminist Interventions in Theories and Practices“**

Vom 8. bis 10. März 2011 trafen sich Informatiker\_innen und Sozialwissenschaftler\_innen in Umeå (Schweden), um aus feministischen Perspektiven Informationstechnologien zu kritisieren und ihre eigene Verstrickung zu reflektieren. Ausgerichtet wurde die Konferenz vom Institut für Informatik an der Universität Umeå. Sie bildet ein wichtiges Vernetzungs- und Austauschmedium für feministische Wissenschaftler\_innen, die im Bereich der männlich dominierten Informationstechnologien arbeiten oder forschen. Die Beiträge speisten sich aus feministischer und postkolonialer Technikforschung, Frauenforschung und Partizipatives Design. Die Teilnehmer\_innen kamen aus Bangladesh, Deutschland, Finnland, Großbritannien, Holland, Norwegen, Österreich, Schweden, Spanien und den USA. Die Zusammensetzung spiegelte sowohl die national unterschiedlichen Institutionalisierungen der feministischen Technikforschung als auch die ökonomischen Privilegien wider, welche die Voraussetzungen für eine Teilnahme an der Konferenz bildeten. In diesem Beitrag möchte ich von einer Auswahl von Vorträgen berichten, die ich auf der Konferenz mitverfolgt habe.

Ein Großteil der Konferenzbeiträge zeigte, dass die Praktiken und Theorien der Informatik immer lokal, situiert und verkörpert sind. Dies steht im Widerspruch zum ihrem Selbstbild einer (geschlechts-)neutralen und universalistischen Wissenschaft. Es trifft im übrigen auch auf diesen Artikel zu, der von einer *weiß*-männlichen Position aus geschrieben wurde. Eine kritische Auseinandersetzung mit der eigene Rolle und den Grundannahmen der Informatik ist notwendig. Informatiker\_innen tragen nicht nur Verantwortung dafür, wie Menschen gegenwärtig leben, sondern beteiligen sich im zunehmenden Maße daran, welche Zukünfte imaginiert und realisiert werden. Gerade innerhalb der Informatik müssen Veränderungen geschehen, damit „livable worlds“ (Donna Haraway) gestaltet werden können.

### **Fragwürdige Innovationen**

Tiina Suopajärvi und Johanna Ylipulli berichteten von ihrer Studie zur „Ubiquitous City Oulu“, einer Kooperation von Universität, Privatwirtschaft und Stadtverwaltung zum Aufbau einer Informationsinfrastruktur in Oulu (Finnland). Hierzu führten sie Interviews mit Projektverantwortlichen und -beteiligten durch. In ihrem Vortrag gehen sie der Frage nach, welche Akteur\_innen die Entscheidungen treffen, wessen Visionen so verwirklicht werden und wer davon profitiert. Das Projekt ist nach dem Konzept eines „living lab“ angelegt und soll die Nutzer\_innen aktiv in den Gestaltungsprozess einbinden. Im Stadtgebiet befinden sich große Touchscreen-Displays und drahtlose Netzwerke, die von Einwohner\_innen und Tourist\_innen genutzt werden können, um aktuelle und kontextabhängige Informationen abzurufen. Suopajärvi und Ylipulli stellen fest, dass die Vorteile der Technologien von den Akteur\_innen als selbstverständlich angesehen werden. Damit gibt es für die Projektverantwortlichen keinen Grund sie näher zu untersuchen oder zu hinterfragen. Nutzer\_innen-Studien wurden nur im eingeschränkten Maße und kurz vor der Fertigstellung durchgeführt. Suopajärvi und Ylipulli kommen zum Schluss, dass die ausschließlich männlichen Informatiker die relevanten Entscheidungen treffen. Ohne ausführliche Nutzer\_innen-Studien orientieren sich die Informatiker an ihren eigenen Interessen. Damit richtet sich die Gestaltung hinsichtlich

technisch interessierter Männer aus. Dies verdeutlicht sich u.a. an einem Wettbewerb, in dem nach neuen Anwendungen für die Displays gesucht wird. Diese müssen von Teilnehmenden selbst entwickelt werden. So werden alle Bürger\_innen ausgeschlossen, die nicht über die Fähigkeiten und Ressourcen verfügen, um Anwendungen zu programmieren. Suopajarvi und Ylipulli kritisieren Ubiquitous Oulu als technikgetriebenes Projekt, welches den Informatikern mehr Handlungsmacht einräumt als alle anderen Akteur\_innen. Da die Nutzer\_innen weder ausreichend noch gleichberechtigt involviert werden, droht das Projekt, sich einseitig an den Interessen der Informatiker auszurichten. Die geringe Akzeptanz bei Bürger\_innen kündigt ein Scheitern auf breiter Linie an.

Johanna Sefyrin hinterfragt in ihrem Beitrag die Visionen der mobilen Internetnutzung. Diese versprechen zu „jeder Zeit und an jedem Ort“ den Zugriff auf das Internet zu ermöglichen. Diese Vision, welche bereits vom Informatiker Leonard Kleinrock im Jahre 1969 formuliert wurde, ist ungemein wirkmächtig. Das Subjekt dieser Visionen ist privilegiert, autonom und kann sich frei über nationale Grenzen bewegen. Dieser Lebensstil erfordert erhebliche Ressourcen und eine Infrastruktur. Bestimmte Menschen müssen dafür arbeiten, dass diese extensiven Reisen und der von Zeit und Raum unabhängige Zugriff für andere möglich sind. Im Gegensatz zu den Visionen sind die Praktiken der Herstellung und Gestaltung immer lokal und situiert. Sefyrin schlägt eine modifizierte Lebenszyklus-Betrachtung vor. Es müssten nicht nur die Auswirkungen für die Umwelt berücksichtigt werden sondern auch die Akteur\_innen und die Orte an denen sie sich befinden. So geraten die Konsequenzen in den Blick, die Akteur\_innen erfahren, weil sie in den Lebenszyklus eines IT-Produkts oder einer Dienstleistung eingebunden sind. Sie verweist darauf, dass bereits der Abbau der Rohstoffe für Informationstechnologien in Konflikt mit den Interessen der lokalen Gemeinschaften stehen können. Sie verweist auf den Bergbau in Nord-Australien und Kongo. Die im Kakadu National Park (Australien) lebenden Mirrar zum Beispiel wurden solange bedroht, schikaniert und bestochen, bis sie ihren Widerstand gegen eine Mine aufgaben und einem Unternehmen die Schürfrechte verkauften. Sefyrin fordert diejenigen auf, die in der IT-Industrie arbeiten oder davon profitieren, Verantwortung für die Probleme zu übernehmen.

### **Postkoloniale Perspektiven**

Naziat Hossain Choudhury hat die Facebook-Nutzung weiblicher User in Bangladesh erforscht. Sie wirft damit ein Schlaglicht auf die interpretative Flexibilität von Technologien. Nur eine privilegierte Minderheit hat in Bangladesh regelmäßig Zugang zum Internet. Dem gegenüber stehen eine Million Facebook-Anmeldungen aus Bangladesh. Weibliche User greifen mehrheitlich über Mobiltelefone darauf zu. Choudhury unterstreicht, dass die Nutzung über die Pflege von Freundschaften hinaus geht. Facebook diene als Infrastruktur für gegenseitige Unterstützung und stärke so die Handlungsmacht der weiblichen User im Alltag. Die Aneignung der Technologien durch die Nutzerinnen geht so über das vom Unternehmen intendierten Szenarios hinaus.

Pirjo Elovaara berichtete von ihrer Beteiligung an einem IT-Projekt mit einer Frauen-Kooperative in Ruanda. Es wurde im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit von der schwedischen Regierung finanziert. In ihrem Vortrag hinterfragt sie das Projekt und ihr ursprüngliches Anliegen. Welche Gemeinsamkeiten haben *weiße* Wissenschaftlerinnen aus Schweden und die Mitglieder der Kooperative? Elovaara kommt zu dem Schluss, dass die universalistische

Kategorie „Frau“ nicht greift, indem sie auf die zahlreichen Privilegien verweist, die sie in Ruanda genossen hat. Ferner kritisiert sie den Fortschrittsglaube auf dem Technologietransfer basiert. So gerät außer Blick, dass Informationstechnologien aus den Länder des Nordens bestimmte Formen von Wissen ein- oder ausschließen. Wie passen sie zu den lokalen Formen von Wissen und Wissenspraktiken in der Kooperative? Elovaara stellt fest, dass ihr kritischer Impetus zur Projektlaufzeit in den Hintergrund geriet und durch die unmittelbaren Probleme in der Durchführung überschattet wurde.

### **Vergeschlechtlichte Normen**

Frederik Sjögren beschäftigt sich mit der Frage, wie Geschlecht in zwischenmenschlichen Interaktionen hergestellt wird. Hierzu untersucht er ethnographisch Schwedens Elite-Informatik-Forschungszentren. Seine männlichen Informanten behaupten, Geschlecht spiele keine Rolle innerhalb der Informatik, weil nur „objektive“ Leistungen gewürdigt würden. Sjögrens Studie zeigt auf, wie Männlichkeit und Kompetenz in der Informatik ko-konstruiert werden. Technische Kompetenz wird durch Computer-Nerds verkörpert, eine Verkörperung die weitgehend nur „Männern“ offen steht.

Maja van der Velden berichtete von den Fallstudien des Forschungsprojekts „Autonomy and Automation“. Es untersucht, wie norwegische Patient\_innen das Web 2.0 nutzen, um an medizinische Informationen zu gelangen und ihre Erfahrungen mit anderen Betroffenen zu teilen. Van der Velden schlägt dabei vor, privacy<sup>1</sup> nicht als Eigenschaft oder Besitz eines autonom gedachten Individuums aufzufassen, sondern als materiell-diskursive Aktivität der Nutzer\_innen. Van der Velden greift zahlreiche feministische Kritiken auf, die privacy als ein individualistisches, rationalistisches und inhärent männliches Konzept zurückweisen. Diesen Kritiken zu Folge dienen Autonomie und privacy in erster Linie männliche Interessen und werten weiblich-konnotierte Werte wie Fürsorge ab. Zum Beispiel wurde häusliche Gewalt bis in 1970er Jahre als „private“ Angelegenheit verhandelt. Ihre Informant\_innen äußern eine Auffassung von „relationaler“ Autonomie, welche durch ihre Wahl an Technologien gestaltet wird. Trotz ihrer Skepsis gegenüber „Privatsphäre-Einstellungen“, wie beispielsweise bei Facebook, erfahren die Informant\_innen es als ein Zuwachs an Kontrolle und Selbstbestimmung, wenn sie ihre persönlichen Informationen mit einem teilweise unbekanntem Publikum teilen. Die Offenheit, über die eigenen Erfahrungen zu sprechen, erzeugt jenes Vertrauen, welches die Nutzer\_innen bei der Vernetzung anstreben. Van der Velden schließt daraus, dass die Nutzung von Sozialen Netzwerken nicht als Verhandlungen entlang starrer Grenzen von öffentlich/privat und Autonomie/Fremdbestimmung analysiert werden muss, sondern als dynamische, materiell-diskursive Grenzziehungen in denen Materialität und Bedeutung produziert werden. Privacy und Autonomie sind so ein Effekt der spezifischen Praktiken von Mensch und Maschine und nicht eine Eigenschaft eines rationalen, männlich-konnotierten Individuums.

Wer die Vorträge nachlesen oder sich über weitere Themen informieren möchte, kann dies unter dem Menüpunkt „Programme“ auf der Konferenz-Website tun:

<https://gict2011.informatik.umu.se/>

---

<sup>1</sup> Privacy kann je nach Kontext mit Datenschutz, Intimsphäre, Privatsphäre, Vertraulichkeit und informationeller Selbstbestimmung übersetzt werden.

Stefan Gehrke

### **Doing Gender – Doing the Balkans. Dynamics and Persistence of Gender Relations in South-Eastern Europe**

Am 12. und 13. Mai 2011 fand an der Humboldt-Universität zu Berlin die interdisziplinäre Konferenz „*Doing Gender – Doing the Balkans. Dynamics and Persistence of Gender Relations in South-Eastern Europe*“ statt. Die von Prof. Dr. Christian Voß, Roswitha Kersten-Pejanić und Simone Rajilić organisierte Konferenz wurde vom Institut für Slawistik, der Südosteuropagesellschaft und dem Otto Sagner Verlag veranstaltet und versammelte WissenschaftlerInnen aus mehreren europäischen Ländern.

Das **erste Panel** (Chair: **Rozita Dimova**) beschäftigte sich mit öffentlichen Genderdiskursen und deren Wahrnehmung in den südosteuropäischen Gesellschaften. **Renata Jambrešić Kirin** (Zagreb) beleuchtete den Einfluss der EU-Genderdiskurse auf die Veränderung des Frauenbildes in Kroatien. Dabei thematisierte sie den Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Entwicklung, Globalisierung und Genderdiskriminierung, die Möglichkeit zur Beeinflussung des Genderdiskurses durch sozioökonomische, historische und geopolitische Faktoren, sowie die Rolle der kroatischen Frauenbewegung bei der Verankerung neuer moralischer Werte in einer sich modernisierenden Gesellschaft. **Zorica Mršević** (Belgrad) ging in ihrem Beitrag auf die Repräsentation von Frauen und sexuellen Minderheiten in den serbischen Medien ein. Die Produktion von Texten und ihrer Rezeption geht von der Konstruktion eines signifikant Anderen aus. Die Medien stellen dabei eine Wertematrix und einen Diskursrahmen für die Verarbeitung von gesellschaftlichen Ereignissen zur Verfügung, in dem nach wie vor misogynen Ansätze vorherrschen. **Svenka Savić** (Novi Sad) stellte in ihrem Beitrag Aufbau und Ziele des Zentrums für Gender und Romani Studies an der Universität Novi Sad vor. Insbesondere ging sie auf die Bemühungen ein, Roma gleiche Chancen auf Bildung zu ermöglichen und sie in den akademischen Bereich zu integrieren. Das Zentrum für Gender Studies beschäftigt sich darüber hinaus u.a. mit Oral-History-Projekten zur Rolle von Frauen aus allen ethnischen Gruppen der Vojvodina. Am Beispiel einer interethnischen Frauengruppe in Mitrovica (Kosovo) zeigte **Petra Bläss-Rafajlovski** (Berlin) im Beitrag *Gendering Politics – The Impact of Women Politicians and NGO's in the Western Balkans*, dass insbesondere Frauen durch einen toleranten und hierarchiefreien Umgang mit Andersartigkeit zu Frieden und Verständigung in der Region beitragen. Im kosovarischen Parlament sind hingegen kaum weibliche Stimmen zu hören. Wichtig seien daher eine Stärkung von Frauen innerhalb der Parteistrukturen und ihr Zugang zu informellen Entscheidungsgremien. Der Beitrag von **Marina Katnić-Bakaršić** (Sarajevo) *Gender Relations in Bosnia and Hercegovina*, der in Abwesenheit der Autorin verlesen wurde, stellte heraus, dass die ethnisch geteilte bosnische Gesellschaft und die administrative Spaltung des Landes in die *Republika Srpska* und die kroatisch-muslimische Föderation nach wie vor einer gemeinsamen Auseinandersetzung mit Genderfragen im Wege stehen. Trotz positiver Veränderungen im universitären Bereich, die mit der Einführung von Gender Studies einhergehen, muss erst ein neuer Raum geschaffen werden, in dem ethnischen Grenzen keine Rolle mehr spielen, um eine Diskussion über die Gleichstellung der Geschlechter in Bosnien und Herzegowina möglich zu machen.

Das **zweite Panel** (Chair: **Lann Hornscheidt**) widmete sich dem Zusammenhang von Sprache

und Gender in Südosteuropa. **Rada Borić** (Zagreb) behandelte in ihrem Vortrag *Gender as a Verb: Language and Gender Identity. Croatian as an Example* die Frage, wie Frauen sprachlich repräsentiert werden und wies eine Diskriminierung von Frauen auf der lexikalischen und semantischen Ebene in der bis heute gültigen lexikographischen Tradition in Kroatien nach. In allen Wörterbüchern werden Frauen im Unterschied und in Abhängigkeit zum Konzept Mann definiert. Frauen werden aus ihrer biologischen Rolle als Gebärende („*rađalica*“) und für die Kindererziehung verantwortlich dargestellt, wobei eine angebliche Polarität zwischen dem „denkenden Mann“ und der „gebärenden Frau“ lexikographisch festgehalten wird. **Ljiljana Marković** (Niš) stellte eine Studie vor, in der sie mit 149 studentischen Testpersonen den spontanen Gebrauch weiblicher oder männlicher Personenbezeichnungen sowie die Einstellung der StudentInnen zu femininen *Nomina agentis* untersucht hat. Als Ergebnis konnte festgestellt werden, dass überwiegend maskuline Nomina gewählt wurden um Frauen zu benennen. **Renata Šribar** (Ljubljana) sprach über den Zusammenhang zwischen Transformation und zunehmender Sexualisierung der slowenischen Sprache. Sie stellte fest, dass der Sprachgebrauch seit der Unabhängigkeit in zunehmendem Maße sexualisiert ist, generationenspezifisch mehr und neue (anglisierte) Wörter wie *bejba* und Derivationen wie *bejbika* auftauchen und ursprünglich sexualisiert und pejorativ gebrauchte Worte eine neue, anerkennende Wertung bekommen. **Roswitha Kersten-Pejanić, Simone Rajlić und Delina Binaj** (Berlin) stellten ihr Forschungsprojekt *Gender and Language in SOE. Linguistic Manifestations of Gender Conceptualisations in Albania, Croatia, and Serbia* vor, in dem u.a. eine komparative Analyse der Textproduktion in Zeitungen und feministischen/queeren Publikationen durchgeführt wird. Für die albanischen, kroatischen und serbischen Sprachgemeinschaften soll ausgehend von der Frage, in welchen Räumen und durch welche AkteurInnen Gender produziert wird, die Komplexität der linguistischen Genderkonstruktion gezeigt werden. Die länderspezifischen Schwerpunkte des Projekts umfassen den Einfluss der EU-Integration (Kroatien), die Auswirkungen nationalistischer Diskurse (Serbien) und gesellschaftliche Repatriarchalisierung (Albanien).

Im **dritten Panel** (Chair: **Petra Bläss-Rafajlovski**) wurde die Rolle der EU als Agentin einer Anti-Diskriminierungspolitik in Südosteuropa diskutiert. Im Beitrag von **Andrea Spehar** (Göteborg) *EU Gender Equality Policy Promotion in the Western Balkans: Achievements, Gaps and Challenges* wurde problematisiert, dass die EU-Politik ganz auf die Rechte von Individuen ausgerichtet ist und die kollektiven Rechte von Minderheiten und unterprivilegierten Gruppen wenig in den Blick nimmt. Die tatsächlichen Probleme liegen aber in den Ländern Südosteuropas selbst: undurchsichtige Entscheidungsprozesse, schwache staatliche Strukturen, eine oft nicht unabhängige Justiz, korrupte PolitikerInnen, eine ungenügende Informationspolitik über Gesetzesinitiativen und die Interessenaushandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit in sehr kurzen Zeiträumen. Das Ziel der EU-Mitgliedschaft führt nur zu kurzfristigen Effekten, da eine wirkliche Änderung in den Gesellschaften kein wesentliches Ziel der meist männlich dominierten Eliten ist. **Mario Vinković** (Osijek) stellte in *Prostitution as a Profession - Searching for Answers between Discrimination, Protection of the Dignity and Employment Elements* am Beispiel von Frankreich, Schweden und den Niederlanden verschiedene Strategien im Umgang mit Prostitution vor. Während Frankreich alle Beteiligten an der Prostitution gleichermaßen bestraft, begreift Schweden Prostitution als Aktivität, in der Männer Gewalt gegenüber Frauen und Kindern ausüben, und stellt vor allem den Erwerb von Sexdienstleistungen unter Strafe.

Das niederländische Modell hingegen versucht die Legalisierung der Prostitution als Dienstleistung mit Sicherheits-, Gesundheits- und Sozialversicherungsstandards sowie der Möglichkeit zur Interessenvertretung für die selbständigen DienstleisterInnen zu verknüpfen. In den Balkanländern fehlen bislang umfangreiche Untersuchungen sowie eine konsistente Politik gegenüber der Prostitution. Am Beispiel von Bosnien-Herzegowina und Bulgarien zeigte **Sanin Hasibović** (Hamburg) die Rolle von externen AkteurInnen auf die Gesetzgebung der Länder Südosteuropas und die Mechanismen des Wissens- und Normtransfers in Bezug auf den Themenkomplex der häuslichen Gewalt auf. Die internationale Harmonisierung führt oft zwar nur zu leeren Versprechen von Seiten der PolitikerInnen, ratifizierte internationale Konventionen können aber von den örtlichen NGO's später genutzt werden, um Druck auf die Regierungen auszuüben.

Das **vierte Panel** (Chair: **Dubravka Žarkov**) behandelte historische und anthropologische Gesichtspunkte der Geschlechterverhältnisse. **Dean Vuletić** (San Domenico di Fiesole) gab einen Überblick über die Geschichte des Umgangs mit Homosexualität im Jugoslawien der 40er und 50er Jahre. Für die jugoslawische Zeit ist die unterschiedliche Sicht auf Homosexualität in den einzelnen Regionen auffallend. Wurde die Bestrafung für homosexuelle Handlungen in den meisten Teilrepubliken bereits 1977 aufgehoben, folgte Serbien erst 1994. **Natalja Herbst** (München) setzte sich mit der Frauenfrage im sozialistischen Jugoslawien auseinander. Die Referentin ging u.a. auf die rechtliche Nichtgleichberechtigung von Frauen im Vorkriegsjugoslawien ein, um die schnelle Wandlung der Geschlechterrollen in der PartisanInnenbewegung hervorzuheben, in der Frauen als wichtige Ressource viele „Männerpositionen“ besetzen konnten. **Nataša Mišković** (Zürich) behandelte anhand der Biographie von Jovanka Broz das Problem zwischen weiblicher Selbstbestimmung und Einpassung in bestehende patriarchale Lebensrealitäten. Trotz der formellen Gleichstellung der Frau im 2. Jugoslawien, musste Jovanka Broz sich mit der Rolle der Modeikone und der respektablen Vorzeige-Ehefrau begnügen, wobei eine archaische Bauernmoral in Verbindung mit einem asketischen PartisanInnenideal eine patriarchalisch geprägte Rollenverteilung in dieser Ehe reproduzierte. **Elissa Helms** (Budapest) stellte Ergebnisse ihrer Feldforschung in Bosnien aus den Jahren 1997-1999 über die Rolle des Opferdiskurses für die Identität der muslimischen BosnierInnen vor. Dabei wurde die Bedeutung des Vergewaltigungstopos für die nationale Identität einerseits, für die Sichtbarmachung und Erhöhung der öffentlichen Aufmerksamkeit andererseits, hingewiesen. Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass die Genderfrage in der Vergewaltigungsdebatte während des Krieges eine prominente Rolle spielte und zum anderen Frauen als Instrument für eine ethnische Strategie der Viktimisierung eingesetzt wurden. **Michaela Schäuble** (Halle) und **Miriam Schroer** (Berlin) skizzierten in ihrem Beitrag *(De-) Militarized Masculinities: The Case of War Veterans in Post-1995 Croatia* anhand der vor kurzem erfolgten Verurteilung der kroatischen Generäle Gotovina und Markač durch das Haager Kriegsverbrechertribunal zunächst die aktuelle Debatte in Kroatien, in der die in Kroatien stattgefundenen Kriegshandlungen als berechtigter Verteidigungskrieg und alle männlichen Kämpfer als unschuldige Verteidiger des Landes dargestellt werden. Die Anklage aus Den Haag wird hingegen als Teil eines internationalen Komplotts gegen das Opferland Kroatien angesehen. Anhand der Aktivitäten einer Friedensinitiative ehemaliger männlicher Kämpfer wurde gezeigt, wie schwierig es ist, diesen nationalen Narrativ zu relativieren, ohne als Verräter an den Mitkombattanten dazustehen. **Rada Drezgić** (Belgrad) stellte aus

anthropologischer Sicht die Instrumentalisierung des Konzepts der patrilinearen Familienstruktur vor, mit der in Serbien in den 90er Jahren ein spezifisches Konzept von Maskulinität propagiert werden sollte. Die abnehmende Fertilität in Serbien wurde als Kampf zwischen der verweichlichten, weiblichen Stadt und dem virilen, unintellektuellen, aber fruchtbaren Land dargestellt. Die rurale Vision einer biologischen Reproduktion des Serbentums sollte durch den Zuzug vor allem slawischer und orthodoxer Frauen aus dem Ausland zu einer Erneuerung des Dorfes als Träger der serbischen Werte beitragen. Ein Projekt, das bereits in den Anfängen scheiterte, jedoch viel mediale Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die inhaltlich überaus anregende Konferenz griff aktuelle Forschungsfragen in Bezug zur normativen Setzung bipolarer Geschlechteridentitäten auf, die in vielerlei Hinsicht mit den Debatten über stereotype Wahrnehmungen des Balkans vergleichbar sind. Durch ihre internationale Ausrichtung trug die Konferenz zur Vernetzung von WissenschaftlerInnen bei und gab nicht nur einen breiten Überblick über den aktuellen Stand in unterschiedlichen Teilbereichen der Genderforschung, sondern auch weitere Impulse für die interdisziplinäre Forschungsarbeit zu Gender in Südosteuropa.

*Aline Oloff*

### **Transdisciplinarity revisited**

ZtG-Kolloquium am 13. Mai 2011

Dass die Diskussion um die multi-, inter-, trans-, post- oder auch anti-disziplinäre Verfasstheit der Geschlechterstudien auch nach bald dreißig Jahren Institutionalisierungs- und Akademisierungsgeschichte immer noch spannend ist, konnte beim Kolloquium des ZtG zu eben diesem Thema erfahren werden. Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen europäischen (Geschlechter-)Forschungskontexten stellten Ergebnisse ihrer Studien über die Verhandlungen der Disziplinenfrage in eben jenen verschiedenen Kontexten vor. Dieser trans-europäische Input war nicht allein aufgrund der sehr heterogenen Formen und Zeiten der Institutionalisierung der Geschlechterstudien an europäischen Hochschulen ein interessanter Zugang, sondern bot darüber hinaus die Möglichkeit, die verschiedenen Stadien des sich gegenwärtig überall in Europa vollziehenden akademischen Umbauprozesses (Stichwort Bologna) in seinen Effekten für die universitären Geschlechterstudien wahrzunehmen. Dass diese nicht unbedingt und von vornherein negativ sein müssen, wurde sowohl im Beitrag von Maria Pereira, die aus Portugal berichtete, als auch von Nina Lykke, die aus schwedischer Perspektive sprach, deutlich. Da Universitäten sich nicht mehr ausschließlich über staatliche Förderung finanzieren können, werden andere Einnahmequellen wie beispielsweise Studiengebühren wichtig. Mit der verordneten Profitorientierung müssten die Universitäten auf Nachfrage reagieren – was in Portugal, so Pereira, zu einer gewissen Anerkennung und Aufwertung der Geschlechterstudien geführt hätte. Nina Lykke fragte wiederum, ob denn eine queer-feministische, anti-rassistische Wissenschaftlerin ernsthaft die „alte“, von weißen Männern mit heteronormativer Lebensweise dominierte Hochschule (wieder) haben wolle. Die Herausforderung sei doch vielmehr, mit der so genannten mode2-Wissensproduktion

klarzukommen.<sup>2</sup> Wie also sich platzieren (und verkaufen) in der chaotischen, neoliberalen Universität der Gegenwart? Lykke selbst schlug vor, sich Strukturen anzueignen und sich bietende Möglichkeiten kreativ zu nutzen. Wenn Forschungsförderung nur an Disziplinen ginge, warum sollten die Gender Studies dann nicht eine „Disziplin“ sein, sich als „Disziplin“ verkaufen. Denn nur mit der nötigen Infrastruktur und der nötigen Zeit könnten überhaupt Praxen der Inter- und Transdisziplinarität erprobt und diskutiert werden. Diese Praxen der Inter- und Transdisziplinarität bildeten den eigentlichen Schwerpunkt der Diskussion. Iris van der Tuin berichtete von den situierten interdisziplinären Praxen am Center for Women's Studies der Universität Lancaster, die sie mit Helen Barads Begriffen des *agential cutting* zu beschreiben versuchte. Mit der Frage nach *agential cuts* sei es möglich, ohne vorgefertigte Kategorien oder Begriffe – im Fall der Beforschung von interdisziplinären Praxen wären das Disziplinen und Disziplingrenzen – Prozesse zu beobachten und quasi Interdisziplinarität *in the making* zu erfassen. Angeliki Alvanoudi wiederum machte den Vorschlag, Interdisziplinarität als eine Praxis der *conceptual translation* zu verstehen, die dazu geeignet sei, Disziplingrenzen selbst zu verwischen, in den Hintergrund treten zu lassen. Wenn Menschen, die verschiedene disziplinäre Sprachen sprechen, sich verständigen müssen, dann entstünden unweigerlich Synergien, die wiederum neues Wissen produzierten. Neues Wissen, das als hybrid nicht mehr eindeutig in die eine oder andere Disziplin gehört. Am Beispiel des Konzeptes der Performativität, das von der Linguistik, genauer der Sprechakttheorie in den Bereich der feministischen Philosophie gewandert ist und von dort wieder zurück in die Linguistik ausstrahlt, machte Alvanoudi die Produktivität dieser Übersetzungsarbeit deutlich. Eine andere Perspektive auf die Disziplinenfrage nahm Maria Pereira ein. Sie stellte diese anscheinend überall intensiv geführte Diskussion als eines der Felder dar, auf dem innerhalb der Geschlechterstudien „*boundary work*“ betrieben wird. Das, was als „*proper feminist knowledge*“ zählt, werde u.a. über die Disziplinenfrage verhandelt, wobei sich die Disziplinenhierarchie der Akademie auch innerhalb des multidisziplinären Feldes der Geschlechterstudien widerspiegele. Pereira bezog sich dabei auf Untersuchungsergebnisse aus dem nationalen Kontext Portugals. Die Beobachtung, dass machtvolle Wissensansprüche auch das Feld der Geschlechterstudien durchziehen, diese bei weitem kein herrschaftsfreier Raum sind und dass dabei durchaus disziplinäres Gewicht eingesetzt wird, ließe sich ohne Zweifel auch in anderen Kontexten wiederholen. Die Aufforderung Pereiras, auch die innerhalb des Feldes produzierten machtvollen Grenzziehungen in den (selbstreflexiven) Blick zu nehmen, kann in gewisser Weise mit Mia Linassons Frage nach den Formen der Kritik in den Geschlechterstudien zusammengeführt werden, die ihrerseits in einem Plädoyer für mehr Großmut im akademischen Spiel endete. Beide haben auf je spezielle Weise eine reflexive Forschungs- bzw. Diskussionspraxis eingefordert, die doch eigentlich Konsens und vielleicht eine der Besonderheiten interdisziplinärer Praxen ist. Das konzeptuelle Übersetzen, von dem Angeliki Alvanoudi sprach,

---

2 Lykke bezog sich mit der Unterscheidung von *mode1* und *mode2* Wissensproduktion auf einen Vorschlag von Marc Smith, die sich gegenwärtig vollziehenden Veränderungen als Transformationen der universitären Wissensproduktion zu bezeichnen. *Mode1* meint die traditionelle Weise der Wissensproduktion in hierarchisch organisierten Disziplinen mit einem internen Anerkennungssystem; *mode2* hingegen bezeichnet eine nicht-hierarchische, anwendungsorientierte und flexibel verfasste Produktion von Wissen, bei der Qualitätskriterien und -kontrolle von „außen“ kommen. Vgl. Mark J. Smith: *Producing and Consuming Knowledge: The Relevance of the 'New Production of Knowledge Debate' for Disciplinary and Transdisciplinary Social Science*, 2003.

kann in einer konkreten Forschungssituation ohne Geduld und Großmut eigentlich gar nicht gelingen. Doch nicht nur in der Forschung, auch in der Lehre stellt die inter- oder transdisziplinäre Wissensproduktion der Geschlechterstudien eine große Herausforderung dar. Wie kann die Produktivität transdisziplinären Arbeitens vermittelt werden, ohne Studierende zu überfordern? Wie kann ihren Bedürfnissen nach einem „festen Boden“ entsprochen werden? Leider gab es in diesem Punkt wenig über *Team Teaching* hinausgehende konkrete Vorschläge. An der HU sind von Seiten der Lehrenden wie von den Studierenden in der Vergangenheit sehr gute Erfahrungen mit *Team Teaching* Angeboten gemacht worden, wie Lann Hornscheidt anmerkte. Allerdings bedeuteten diese Angebote einen zusätzlichen Arbeitsaufwand, der im System der Evaluationen, Leistungsvereinbarungen etc. kaum Anerkennung finde. Ein anderer Konsens, der während der Tagung mehrfach angeführt worden ist, ist die Ablehnung des Entweder/Oder in der Disziplinenfrage: man solle beides tun, fordern und fördern, also sowohl Geschlechterforschung innerhalb einzelner Disziplinen betreiben und weiter etablieren als auch Gender Studies als ein eigenes Fach, ein „*field in its own rights*“, vertreten – so beispielsweise Nina Lykke, die die Geschlechterstudien treffend als eine „*disciplin wich is not one*“ beschrieb. Wie diese „Nicht-Disziplin“ in den unterschiedlichen Forschungskontexten aussieht und in Zukunft aussehen wird, wird in der Praxis, wird in Forschung und Lehre entschieden. Das Kolloquium des ZtG bot interessante Einblicke in verschiedene situierte Praxen, gab Anlass zu (erneutem) Nachdenken und Diskussionen über Konzepte und Erfahrungen der Inter- und Transdisziplinarität und war gleichzeitig selbst ein Teil der Produktion dieser „Nicht-Disziplin“.

*Pawel Zoneff*

### **Augen Auf: Frauen im Fußball**

Interdisziplinäres Symposium an der Humboldt-Universität zu Berlin, 10.6.2011

Angesichts der im eigenen Land stattfindenden FIFA-WM 2011 beschloss eine Gruppe von StudentInnen der Anglistik/Amerikanistik und der Gender Studies in Zusammenarbeit mit ihrer Professorin Eva Boesenberg, ein interdisziplinäres Symposium zum Thema Frauenfußball zu organisieren. Unter dem Motto „Augen Auf: Frauen im Fußball“ fand die Veranstaltung am 10. Juni 2011 im Senatssaal der Humboldt-Universität zu Berlin statt.

Die Teilnehmenden setzten sich in studentischen Workshops und Fachvorträgen u.a. mit den Fragestellungen auseinander, welcher Blick auf die Fußballerinnen in den Medien dominiert, warum es im Kontext von Sportlerinnen bis heute auch um ihre Unter-/Wäsche geht, wieso neben Sexappeal auch noch mütterliche Qualitäten unter Beweis gestellt werden müssen und was es zu bedeuten hat, dass Männer „Fußball“ spielen, aber Frauen lediglich „Frauenfußball“. In einem Workshop wurde u.a. erörtert, wer eigentlich in welcher Form von Frauen im Profifußball profitiert. Ein Aufwärtstrend wurde im Hinblick auf die Gleichstellung von Mann und Frau insofern diagnostiziert, als nun auch Frauen professionell im Fußball angekommen sind, und dies auch von den Medien entsprechend repräsentiert wird.

Außerdem profitiert von Frauen im Fußball die gesamte „Gender-Debatte“, da die WM eine Plattform bietet, welche Anlass und Raum für Diskussionen, Reflektionen und status quo-Analysen bietet. Hinzu kommt, dass die WM das „Sichtbar-Werden“ von Frauen in einem traditionell männlich-dominierten Bereich, Fußball, unterstützt. Dadurch können Geschlech-

terstereotypen in Frage gestellt werden (wie z.B. dass „Mädchen“ nicht Fußball spielen können).

Allerdings wurden Strategien kritisiert, die angewandt wurden, um das Verkaufspotential von Fußballerinnen und das mediale sowie öffentliche Interesse an Frauenfußball zu steigern. Da sich sowohl die Berichterstattung als auch die Inszenierung der Athletinnen in Werbespots auf die Betonung ihrer „weiblichen“ anstatt sportlichen Qualitäten fokussierte – wie nicht zuletzt das Motto der WM „20Elf von seiner schönsten Seite!“ beweist –, wurde eine Möglichkeit, hetero-normative Strukturen auszuhebeln, vertan.

Zu diesem Schluss kamen auch die TeilnehmerInnen eines weiteren Workshops, welcher einen Blick auf die Rollenbilder von Fußballerinnen in der Werbung warf.

Ausgehend von der in der Werbeindustrie weit verbreiteten Annahme „Sex sells“ scheinen sich die qualifizierenden Merkmale von werbenden Frauen vor allem auf äußerliche zu beschränken. Werbeträgerinnen scheinen überwiegend weiß, jung, extrem dünn und in der Regel heterosexuell zu sein. Und Teile dieses Trends wurden auch auf die werbenden Fußballerinnen der deutschen Nationalmannschaft übertragen. Die wohl bekannteste Werbefigur Lira Bajramaj, aufgrund ihrer Geburt im Kosovo häufig als Symbol für den multikulturellen Charakter des Frauen-Nationalteams präsentiert, wird für ihre Kampagnen für u.a. einen Hersteller von Sportbekleidung, ein Elektrofachgeschäft, eine Shampoo-Marke sowie einen Energiedrink bewusst „weiblich“ inszeniert. Viel Schminke, rote Farben und „unsportliche“ Abendkleidung bestimmen das Bild. Auf Fotos ist der Blick nicht selten lasziv aufwärts gerichtet – offensichtlich dem vor ihr stehenden Mann entgegen blickend.

Dass Fußballerinnen als Testimonials allerdings immer beliebter werden, spricht dennoch für ein gewisses Maß an Anerkennung. Was bei Männern seit Jahrzehnten üblich ist, ihren Promistatus als Sportler für Werbezwecke auszunutzen, überträgt sich auch auf die Welt des Frauenfußballs. Agenturen und Vermarkter schreiben Fußballerinnen das Potential zu, eine junge Zielgruppe (vornehmlich Mädchen) aktivierend und ermutigend anzusprechen.

Jedoch zeigt sich auch hier, dass Sportlerinnen nicht vollends das Potential besitzen, tradierte Werbeklischees von Frauen zu durchbrechen. Während die „jungen“ Fußballerinnen sportlich, modisch inszeniert werden und vorwiegend für Lifestyleprodukte und andere Konsumgüter werben, erscheinen Steffi Jones oder Bundestrainerin Silvia Neid eher in Kampagnen für den guten Zweck und Nachhaltigkeit.

Ein dritter Workshop befasste sich mit dem nur selten thematisierten *Weiß-Sein* des überwiegenden Teils des Frauen-Nationalteams. Wenn überhaupt, wird dies vom DFB als mangelnde Akzeptanz von Frauenfußball in manchen migrantischen Zusammenhängen thematisiert. Theo Zwanziger etwa verweist auf Eltern, die ihre Töchter daran hindern, Fußball zu spielen, was implizit als Form der Geschlechterdiskriminierung wahrgenommen wird. Rassismus innerhalb von Sportvereinen wird dagegen kaum erwähnt. Der Film *Bend it Like Beckham* wurde als Beispiel herangezogen, da in ihm deutlich wird, welche Auswirkungen dies auf sportliche Aktivitäten nicht-weißer Frauen haben kann. So spricht sich ein Vater gegen das Fußballspielen seiner Tochter aus, weil er im Cricket selbst rassistische Diskriminierung erlebte und seiner Tochter diese Erfahrung ersparen möchte.

Die Betrachtung von Bildern der Athletinnen, wie sie in der Sportberichterstattung und Populärkultur zirkulieren, wurde am Nachmittag des Veranstaltungstages fortgeführt.

Eva Boesenberg eröffnete die Reihe der Fachvorträge und widmete sich dabei einer speziellen Vertreterin der Populärkultur, der Fußball-Barbie. An ihrem Beispiel diskutierte sie Butlers

These, Sport könne dazu beitragen, flexiblere Modelle von Geschlecht zu etablieren bzw. hegemoniale Geschlechterdiskurse als problematische Konventionen sichtbar werden zu lassen.

Als Amerikanistin war sie auf das Phänomen der *Soccer Barbie* zunächst im nordamerikanischen Kontext aufmerksam geworden, wo eine Vorgängerin der jetzigen Version im Zusammenhang mit der WM 1999 in den Handel kam. Sie fragte sich, ob und inwiefern eine Fußball-Barbie einen geschlechterpolitischen Fortschritt darstellt – schließlich könnten Kinder, insbesondere die Zielgruppe weibliche Kinder, so vielleicht motiviert werden Sport zu treiben, statt sich ausschließlich auf Mode und Haare kämmen zu konzentrieren.

Ein genauerer Blick auf die deutsche Fußball-Barbie führte allerdings zu einem ernüchternden Ergebnis. Während sich das amerikanische Modell der späten 1990er Jahre durch ein insgesamt sportliches Auftreten mit flachen Füßen, die nicht nur für das Tragen von High-Heels ausgelegt sind, sowie beweglichen Armen und Beinen auszeichnet, ist die Puppe von 2011 lediglich an ihrem Trikot als „Sportlerin“ erkennbar. Einer der wenigen geschlechterpolitischen Fortschritte besteht darin, dass ihr die Haarbürste fehlt, die bei ihrer Vorgängerin noch klar darauf verweist, wofür die Puppen in erster Linie gedacht sind.

Natürlich teilten die beiden Barbies auch zentrale Merkmale. Mit ihrer problematischen Körperform, ihrer Kopfhaltung, dem Make-up und dem Lächeln sind sie für den klassischen „männlichen Blick“ stilisiert; das vorherrschende Pink verweist auf stereotype Weiblichkeitsmuster. Das lange blonde Haar und die blauen Augen reproduzieren *whiteness* oder *Weiß-Sein* als Norm, obwohl der aprikosenfarbene Teint von 1999 durch einen bräunlicheren Farbton ersetzt wurde. Insgesamt stellten also Barbies ein äußerst problematisches Weiblichkeitsmodell dar. Die Reduktion auf ein sexualisiertes Körperbild der Sportlerinnen scheint also der generelle Tenor in der medialen Repräsentation der Fußballerinnen von 2011 zu sein.

Dies würde durch bestimmte Strategien verschärft, die bezweckten, die von Sportlerinnen ausgelöste „Geschlechterkrise“ wieder einzudämmen. Dazu gehörten Vorschriften, die Make-up, Haarlänge, Kleidungsstile und bestimmte Verhaltensweisen betreffen und insgesamt dazu dienen, die Sportlerin wieder dem „männlichen Blick“ zu unterwerfen.

Dieses Phänomen der „zwanghaften“ Abgrenzung der FußballspielerINNEN von FußballspielERN kommentierte auch Martin Heger in seinem Vortrag, der sich um Regelhaftes im Frauenfußball drehte. Als Jurist ging er vor allem auf die Regularien der Sportverbände, d.h. hier konkret des DFB sowie von UEFA und FIFA ein.

Die Spielregeln sind heute im Männer- und Frauenfußball gleich. Aber auch das sei erst seit kurzem so. Als 1970 der Frauenfußball vom DFB endlich anerkannt worden ist, sollten unterschiedliche Spielregeln gelten, obwohl doch Sepp Herberger Fußball so definiert hatte: Der Ball ist rund und das Spiel dauert 90 Minuten. Bei den Frauen war der Ball auch rund, aber kleiner, und das Spiel dauerte zunächst 70, später – bis 1993 – 80 Minuten; Stollenschuhe waren zunächst wegen Verletzungsgefahr verboten etc. Hier klinge ein gewisser Paternalismus an, denn diese Verletzungsgefahr durch Stollenschuhe besteht im Männer-Fußball nicht minder. Unter Frauen erschien das wohl – vor allem aus Männersicht – nicht zumutbar.

Trotz inzwischen formal gleicher Rahmenbedingungen seien allerdings im Erwachsenenbereich nach §33 Nr. 3 DFB-Spielordnung „Fußballspiele zwischen Frauen- und Herrenmannschaften ... im Pflichtbereich nicht statthaft“. Nach dem als PR-Gag von dem Präsidenten eines italienischen Erstligisten inszenierten Millionen-Angebot an Birgit Prinz, in der Männer-Mannschaft des AC Perugia in der Serie A mitzuspielen, das diese mit den Worten ablehnte:

„Als Glamour-Girl eigne ich mich nicht“, bestätigte die FIFA: „Die Trennung von Geschlechtern auf professionellem Fußballlevel ist in kontinentalen wie in FIFA-Wettbewerben absolut.“

Allerdings gelte heutzutage grundsätzlich auf Verbandsebene ein „separate but equal“. So heißt es in Art. 1 des FIFA-Reglements bezüglich Status und Transfer von Spielern: „Beziehen sich Begriffe auf natürliche Personen, sind Mann und Frau gleichgestellt.“

Die nächsten beiden Fachvorträge befassten sich mit dem Thema der Homophobie im Fußball. Andreas Heilmann ging der Frage nach, warum es für homosexuelle Fußballspieler – im Gegensatz zu Politikern – noch so ungewöhnlich ist, sich zu outen. Er nutzte dabei das soziologische Verständnis von Politik und Profisport als zwei unterschiedlichen Handlungsfeldern, in denen jeweils spezifische Strategien zum Erfolg führen. Da in der Politik Glaubwürdigkeit ein hohes Gut ist, haben schwule Politiker durch ein Outing etwas zu gewinnen – nämlich den Ruf, ehrlich und vertrauenswürdig zu sein. Im Profifußball dagegen gilt es für die Akteure in erster Linie, physische Dominanz und „Männlichkeit“ zu verkörpern. Ein Outing verspricht in diesem Zusammenhang keine vergleichbare Dividende wie in der Politik.

Tanja Walther-Ahrens verwies anschließend darauf, dass die deutsche Fußball-Landschaft noch immer durch Sexismus und Homophobie geprägt ist und rekapitulierte die Vorbehalte gegenüber Frauenfußball, die sich prägend auf die Geschichte des Sports ausgewirkt haben. Auch eine kürzlich vorgelegte Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung dokumentiert das Fortbestehen sexistischer und homophober Einstellungen im Fußball. Trotz Anstrengungen des DFB, besonders Theo Zwanzigers, ist es bisher nicht gelungen, im Sport in Bezug auf solche Formen von Diskriminierung ein ähnliches Problembewusstsein zu entwickeln wie in Bezug auf Rassismus. Versuche, die jüngeren Spielerinnen im deutschen Nationalteam als „Gegenmodell“ zu den angeblich früher dominierenden „Mannweibern“ aufzubauen, zeigen, dass der Art der Darstellung von Leistungssportlerinnen durch homophobe und sexistische Diskurse nach wie vor relativ enge Grenzen gesetzt sind.

In einer offenen Diskussion zum Ende der Veranstaltung, die von Tatjana Eggeling moderiert wurde, kamen die TeilnehmerInnen zu dem Schluss, dass zur Entwicklung von Konzepten zur Überwindung sexistischer, homophober sowie diskriminierender Strukturen im Fußball ein interdisziplinärer Forschungsansatz sehr produktiv sei.

Daher bemühen sich die OrganisatorInnen dieser Veranstaltung um eine Fortführung ihrer bisher geleisteten Bemühungen.

Weitere Informationen zu vergangener Veranstaltung sowie eine ausführliche Dokumentation können Sie über [frauenfussball.hu.berlin@gmail.com](mailto:frauenfussball.hu.berlin@gmail.com) anfordern.

Käthe von Bose / Kirstin Mertlitsch

**Wissen, Macht, Geschlecht. Bericht zu der Internationalen Konferenz “Contested Truths. Re-Shaping and Positioning Politics of Knowledge”**

der Arbeitsgruppe *Wissen* des Graduiertenkollegs *Geschlecht als Wissenskategorie* der Humboldt-Universität zu Berlin in Kooperation mit dem Institut für Geschichte der Medizin der Charité Berlin und der Abteilung für Pharmazie- und Wissenschaftsgeschichte der Technischen Universität Braunschweig – HU Berlin, 16.-18. Juni 2011

*Wie entsteht Wissen? Wie und in welchen Kontexten wird Wissen zu Wahrheit? Wie können hegemoniale Wissensproduktionen verändert werden?* Mit solchen zentralen erkenntnistheoretischen Fragen setzte sich die internationale Konferenz *Contested Truths – Re-Shaping and Positioning Politics of Knowledge* auseinander, die von Corinna Bath, Jens Borcharding, Lukas Engelmann, Lisa Malich, Falko Schnicke und Pat Treusch ausgerichtet wurde. In insgesamt 17 Vorträgen wurde vor allem aus geistes- und technikwissenschaftlichen und aus geschlechterkritischen Perspektiven nach Wissenspolitiken und ihren Verhältnissen zu Erkenntnis, Macht und Geschlecht gefragt.

Den inhaltlichen Auftakt der Konferenz bildete der Vortrag *Emerging Configurations of Knowledge and Power* von *Geoffrey Bowker* (Pittsburgh), in dem er Informationsinfrastrukturen und Systematisierungen von Wissen problematisierte. Er spannte dabei einen historischen Bogen, der von Bacons *Novum Organum* bis zu gegenwärtigen Datenbanken reichte. Dabei machte er deutlich, dass Informationsinfrastrukturen als Machtinstrumentarien ein- und ausschließend wirken. Forschung zu aktuellen Informationsinfrastrukturen sei daher unerlässlich, um in hegemoniale Wissensproduktionen intervenieren zu können. Bowker stieß damit Fragen an, die die gesamte Konferenz begleiteten: Wie wird Wissen hegemonial gesetzt und welche Prozesse der In- und Exklusion werden dabei wirksam?

Das Panel mit dem Titel *Classification and Infrastructure* knüpfte thematisch an Bowkers Vortrag an. Die Beiträge fragten auf kritische Weise nach machtvollen Implikationen und materialisierenden Wirkungen von Klassifikationssystemen in verschiedenen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen. So wurde die Produktion von vergeschlechtlichten Klassifikationen im Konstruktionsprozess von Elternschaft analysiert (*Cornelia Schadler*, Wien) und Klassifikationsprozesse in Marketingkampagnen für Psychopharmaka (*Bradley Fidler*, Los Angeles) sowie in rassifizierenden Dokumentar fotografien der United Fruit Company (*Liliana Gómez*, Halle/Berlin) untersucht.

Wie Geoffrey Bowker gezeigt hatte, wurde auch in diesem Panel deutlich, dass Klassifikationssysteme und Wissensinfrastrukturen als Machtinstrumentarien zu verstehen sind, die bestimmte Wissensformationen dominant setzen und gleichzeitig damit andere marginalisieren und ausschließen. Besonders deutlich wurde dies bei *Judith Simons* (Wien) Vortrag, in dem sie kritisch nach den impliziten Zielen und systematischen Voreingenommenheiten gegenwärtiger quantifizierter akademischer Qualitätskontrollen und den ihnen zugrunde liegenden Verständnissen von Qualität selbst fragte. *Ulrike Klöppel* (Berlin) diskutierte in ihrem Beitrag biomedizinische Geschlechterklassifikationen und zeigte, dass moderne Biomedizin nicht – wie häufig angenommen – ausschließlich ein dichotomes System von Geschlecht zugrunde legte. Nach ihrer Analyse der Intersex-Theorie von Richard Goldsmith und deren Rezeption in Deutschland zwischen 1920 und 1950 plädierte sie dafür, nicht nur

Dichotomisierungen, sondern (medizinische) Klassifikationssysteme von Geschlecht an sich zu hinterfragen.

Die Historikerin *Bonnie Smith* (New Brunswick) eröffnete den zweiten Tag der Konferenz mit ihrem Vortrag *The Gender of History Past and Present*. Smith betonte darin die besondere Bedeutung von Geschlecht als Analysekategorie für historische Untersuchungen und stellte die geschichtswissenschaftliche Suche nach Wahrheit und Objektivität als hochgradig vergeschlechtlicht dar. Für die Gegenwart fiel ihre Analyse der Geschichtswissenschaften trotz großer Veränderungen durch die Gender Studies pessimistisch aus; jede der bisherigen kritischen Interventionen in der Disziplin der Geschichte wäre mit einem Rückschritt einhergegangen. Die aktuellen Forschungen, die sich mit der gesamten Menschheitsgeschichte befassen („big“ und „world history“), hätten beispielsweise Geschlecht als Analysekategorie in ihren bisherigen Untersuchungen nicht berücksichtigt.

Auch das Panel *Forming Disciplines and Canonization* fragte nach (Entstehungs-) Bedingungen von Disziplinen und nach Kanonisierung von Wissen. Was Bonnie Smith für die Geschichtswissenschaften herausarbeitete, diskutierten verschiedene Beiträge des Panels anhand von technisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen. Politische Implikationen von disziplinärem Wissen, wissenspolitische Entscheidungen sowie vergeschlechtlichte Methoden und Theorien spielten dabei eine zentrale Rolle. *Tanja Paulitz* (Graz) etwa thematisierte in ihrem Vortrag den Zusammenhang der Entstehung des akademischen Ingenieurberufs um 1900 mit Formen hegemonialer Männlichkeit, während *Diane Gu* (Los Angeles) Wissensproduktionen im Zusammenhang mit marginalisierten Positionen in der Astronomie untersuchte. *Martina Erlemann* (Uppsala) zeigte anhand einer empirischen Studie zu Wissensordnungen in Risikodiskursen von Nanotechnologien, wie sich Personen in einem partizipativen Prozess mit sich verändernden Wissensordnungen auseinandersetzen, und *Joana Coppi* (Berlin) erörterte Epistemologie im Spannungsfeld von Theorie und Praxis der Women's und Gender Studies.

Das dritte Panel der Konferenz versammelte unter dem Titel *Localizing and Positioning Knowledge* teils theoretische, vorwiegend auf Donna Haraway, Karen Barad und Gilles Deleuze basierende Beiträge (*Federica Timeto*, Plymouth und *Thibault Polge*, Paris), teils empirische Analysen zu der Frage nach der Positionierung von Wissen. So wies *Annika Wellmann* (Bielefeld) in ihrer Analyse einer Ratgeberkolumne einer schweizerischen Zeitschrift in den 1980er Jahren auf die Produktion und Normalisierung von Wissen über Sexualität in populären Medienformaten hin. Die Lokalisierung und Positionierung von Wissen im globalen Kontext und dessen Einbettung in von Macht- und Herrschaftsverhältnissen strukturierte Räume wurde besonders bei *Martina Kampichler* und *Toyin Kolawole* Beiträgen deutlich. *Martina Kampichler* (Brno) präsentierte eine Analyse von Ost/West-Dichotomisierungen in feministischen Wissensproduktionen und *Toyin Kolawole* (Maun) beleuchtete Hierarchisierungsprozesse zwischen westlichem und lokalem Wissen im Kontext von Debatten um Bodenfruchtbarkeit in der Sub-Sahara. In postkoloniale Herrschaftsverhältnisse eingebettet werden lokales Wissen und Praktiken von Bauern vor Ort marginalisiert und als vermeintlich unsystematisch und unlogisch delegitimiert. Kolawole plädierte für eine Verbindung verschiedener Arten von Wissen in einem ökonomisch und sozio-kulturell angemessenen Rahmen.

Thematisch unmittelbar an dieses Panel angrenzend und die Konferenz abschließend sprach

*Kavita Philip* (Irvine) über *Proper Knowledge: Reflections on Postcolonial Technoscience*. In einer Analyse zum postkolonialen Indien zeigte sie, wie durch wissensbasierte Entwicklungen neue Formen und Imaginationen von Subjektivitäten entstehen: Der Software-Ingenieur steht beispielsweise für ein nationales Symbol des heutigen hoch technisierten Indiens. Sie analysierte Bilder von diesem technisierten Raum, die vor allem in westlichen Diskursen produziert werden. Philip führte für ihre Analyse Ansätze der Science and Technology Studies, Gender Studies, Information Studies und Postcolonial Studies zusammen und bot damit einen passenden Abschluss einer so interdisziplinären Konferenz.

In den Diskussionen der Konferenz gelang es, die vielfältigen Diskussionsanregungen der Vorträge immer wieder auf die übergreifenden Fragestellungen der Konferenz hin zusammenzuführen und zuzuspitzen. Unterstützend dafür wirkte, dass das Publikum über weite Strecken konstant blieb sowie die kontinuierliche Teilnahme aller Vortragender und nicht zuletzt der Keynotes Bowker, Smith und Philip, die nicht nur durch ihre Vorträge, sondern auch durch ihre rege Beteiligung an den Diskussionen zu deren Kontinuität beitrugen. Einen entscheidenden Beitrag dazu leisteten darüber hinaus die Kommentatorinnen der drei Panels *Bettina Wahrig* (Braunschweig), *Sabine Hark* (Berlin) und *Beate Binder* (Berlin). Indem sie die interdisziplinären Erkenntnisse der Vorträge systematisierten und ordneten und diese mit ihrer je eigenen Perspektive gegenlasen, ermöglichten sie eine verbindende Diskussion. So wurde im Anschluss und in Weiterführung der Vorträge zum einen nach den impliziten Wissenspolitiken in den Disziplinen und deren Klassifizierungen, Ordnungen und Kategorien gefragt, zum anderen wurde die Bedeutung von Wissenskategorien selbst in den Blick gerückt. Hark etwa sprach in ihrem Kommentar des zweiten Panels das Begehren von Subjekten nach Kategorisierungen an sowie deren konstituierende Macht: sie ermöglichen uns und zugleich positionieren sie uns ungleich. Sie plädierte für ein Reflektieren von Möglichkeiten, einer Fixierung von Kategorien zu entgehen, und leitete damit eine Diskussion über solche Freiheitsgrade ein.

In den Diskussionen der Konferenz wurde deutlich, dass auch alternative Wissensformen nicht frei von Machtstrukturen sind, sondern von diesen immer mitproduziert werden. Es geht nicht darum, Wissen von Herrschaftseinflüssen befreien zu wollen, sondern vielmehr darum, die Prozesse von Wissensherstellungen zu analysieren und Möglichkeiten zu schaffen, um Wissen beweglich und offen für Verschiebungen, Brüche und Veränderung zu halten. Damit verbunden seien, so Wahrig, Fragen nach Partizipation, Gleichheit, Inklusion und Exklusion sowie Fragen nach alternativen Raum- und Zeitkonzepten. Binder systematisierte in ihrem Kommentar zum dritten Panel die verschiedenen alternativen Zugänge zu Wissen, die Möglichkeiten kritischen Infragestellens und Transformierens von Wissen und kritische Analysen von Wissensproduktionen unter den Stichworten „Mattering“, „Assembling“, „Translating“ und „Negotiating“.

Die Bedeutung der Konferenz kann nicht zuletzt darin gesehen werden, eine Bestandsaufnahme aktueller erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Fragestellungen in verschiedenen interdisziplinären Feldern geboten zu haben. Dabei wurde deutlich, welche Gestalt und Auswirkungen der Nexus von Wissen und Macht in der Vergangenheit und gegenwärtig annehmen kann. Auf komplexe Weise wurde gezeigt, dass die Bedingungen bei der Herstellung von Wissen reflektiert werden müssen (Akteur\_innen, Perspektiven, Kategorien), um Wissenshegemonien zu destabilisieren und neue Formen von Wissen zu etablieren. Den Organisator\_innen der Konferenz ist eine vielfältige und produktive Konferenz zu einem hoch

komplexen und aktuellen Thema gelungen, deren Diskussionen nicht nur innerhalb der Gender Studies einer Fortführung bedürfen.

*Ulrike Bergermann*

### **Postkoloniale Gesellschaftswissenschaften. Eine Zwischenbilanz<sup>3</sup>**

Tagung an der HU Berlin vom 17. bis 18.6.2011

Sind die Postcolonial Studies in den deutschen Universitäten angekommen? Wer im gut gefüllten Senatssaal der HU von Eröffnungsworten des Vizekanzlers daran erinnert wurde, dass der Name der Humboldt-Universität von Studierenden gegen die Obrigkeit durchgesetzt worden sei und sie nun deren Erbe auch im Sinne einer postkolonialen Kritik antrete, tendierte zum Beginn dieser Konferenz bereits dazu, diese Frage zu bejahen. Wie die drei Veranstalterinnen, Claudia Bruns, Ina Kerner und Julia Lossau, deutlich machten, sollte es aber um mehr gehen: Einerseits um eine Bestandsaufnahme dessen, was in einzelnen Gesellschaftswissenschaften (im deutschsprachigen Raum) bereits erarbeitet worden sei, nachdem die Kultur- und Geisteswissenschaften bereits etwas früher (ihre) Postkolonialität reflektiert hätten. Andererseits müsse der Ort der Wissensproduktion mehrfach zur Disposition stehen: Er ist notwendig global angelegt und betrifft miteinander verwobene lokale Geschichte/n; am Beginn der Kritik an kolonialer und postkolonialer Wissensproduktion standen Gewaltverhältnisse, Machtkritik und Befreiungsbewegungen. Damit sind zwei zentrale Perspektivierungen gesetzt, die die Reflexion auf die Verankerung der eigenen Arbeit in westlichen Denktraditionen und im Bezug auf die anhaltend gewalthafte Situation der (Ex-) Kolonien und der (Ex-)Kolonisierer markieren. Am ersten Tag der Konferenz ging es um die „Disziplinären Positionen“, die am zweiten Tag durch lokale Geschichte/n exemplifiziert wurden.

ULRIKE LINDNER (Bielefeld) und MAREN MÖHRING (Köln) skizzierten den „state of the art“ der Geschichtswissenschaft als verspätete Beschäftigung mit Migration, nationalen Erinnerungskulturen und entangled histories. So fanden postkoloniale Ansätze Eingang in Kolonial- und Imperialgeschichte, in die Nationalgeschichte etwa der Kaiserzeit oder des Nationalsozialismus, beispielsweise in der kontroversen Debatte, ob die nationalsozialistische Vernichtungspolitik als Radikalisierung der in den Kolonien erprobten Methoden zu verstehen sei. Der in den letzten Jahren gewachsene Bereich der Globalgeschichte käme allerdings sogar in fünfhundertseitigen Werken ohne Postkoloniales aus. In der Diskussion vermutete Astrid Kusser, Disziplinen könnten eigene wissenspolitische Projekte betreiben, eine Globalgeschichte selbst ein expansives Projekt gegen multiple modernities sein. Inwieweit auch ‚postkoloniales Wissen‘ eurozentristisch strukturiert sei, stellte Sergio Costa zur Debatte; die Bedingungen der Wissensproduktion seien durch verschieden sozialisierte Forschungspositionen zu verändern, forderte Encarnación Gutiérrez Rodríguez.

---

<sup>3</sup> Gekürzter Tagungsbericht *Postkoloniale Gesellschaftswissenschaften. Eine Zwischenbilanz*. 17.06.2011-18.06.2011, Berlin, in: H-Soz-u-Kult, 18.07.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3720>

JULIA LOSSAU (Berlin) ging in ihrer Darstellung postkolonialer Dimensionen in der Geographie von Raumkonzepten aus. Pratts contact zone, Bhabhas third space oder hooks' Denken der Marginalität gehen über ein bipolares Denken von Zentrum und Peripherie, Innen und Außen in einer Weise hinaus, die zentrale Fachgegenstände reartikulierbar mache: Die Fachgeschichte habe auch Kriegsführung und Kolonialisierung gedient; Praktiken des Kartierens entsprachen diesen Zwecken – kritisiert durch eine Politische Geographie, die den institutionellen Karten und symbolischen Ortsrepräsentationen körperbezogene und habituelle Erfahrungen einschreiben wolle; Critical Geopolitics fragten zudem nach der Reproduktion nationaler Selbst- und Fremdbilder. Die geografische Entwicklungsforschung gehe heute nicht mehr von Ländern als Container aus, die untereinander Entwicklung auf einer hierarchischen Leiter von unten nach oben ex- oder importierten. Nach einer Entpolitisierung des Fachs und des Raumdenkens nach 1945 habe sich das Fach erweitert, eine engagierte und machtkritische Geographie sei im Entstehen begriffen. Dieses positive Resümee teilten einige DiskutantInnen nicht und kritisierten die Dominanz einer physischen Geographie, die kein „Gegenmapping“ (im Sinne eines writing back) abbilde; Sabine Broeck sprach die Kolonialität der Forschungsbegriffe an.

SERGIO COSTA (Berlin) verwies auf bestehende Bestandsaufnahmen der Postcolonial Studies in der Soziologie (Reuter/Villa sowie Rodríguez et al. 2010) und attestierte seinem Fach mangelnde Analysekategorien zur Erklärung sozialer Ungleichheit, Mangel an Kenntnissen außereuropäischer Gesellschaften und eurozentristische Ignoranz gegenüber SoziologInnen des Südens. Die Mikrosoziologie gehe immer noch von einem essentialistischen Subjekt aus. Die westliche Wissenschaft sei restlos vermachtet und verdecke ihre Legitimationsfunktion für Herrschaftsstrukturen wie die strukturelle Interdependenz zwischen Kolonialismus und Wissenschaft. Es gebe dagegen keinen Ort des Sprechens, der vor der kolonialen Moderne geschützt sei; auch subalterne Wissensformen seien kein sicherer Hafen für eine nichtkoloniale Wissenschaft.

INA KERNER (Berlin), die sich als Politikwissenschaftlerin mit Rassismus und Sexismus in historischen wie philosophischen Diskursen beschäftigt, beschrieb die Politikwissenschaft aus der Perspektive eines „Zweckoptimismus“: Vor zehn Jahren sei sie noch gewarnt worden, Seminare mit postkolonialen Themen anzubieten, nun seien Nischen erobert worden; nach einer Rezeption von Fanon, Ghandi, Guevara und anderen habe es eine Phase geringeren Interesses an postkolonialer Theorie gegeben, die erst seit kurzer Zeit durch Publikationen und einschlägige Nachwuchsstellen überwunden scheint. Globalisierung, Internationale Beziehungen, Entwicklungspolitikforschung oder Theorien der globalen Gerechtigkeit müssten sich zunehmend auf Provinzialisierungsforderung, Befreiungsethik und Orientalismuskritik beziehen, Konzepte von Nationalstaatlichkeit transzendiert, Machtbeziehungen und Interventionspolitiken in den Blick genommen werden. Mehrfach wurden dagegen kritische Bedenken aus dem Publikum geäußert: Vergleichende Regierungslehre oder Internationale Beziehungen nähmen postkoloniale Ansätze nicht ernst und die Innenpolitik- und Migrationsforschung habe noch vieles nachzuholen.

DANIEL MÜNSTER (Halle) rief das Ende der Phase der postkolonialen Theorie in der Ethnologie aus, die er zwischen 1986 und 1999 ansiedelte. In den 1990er-Jahren sei eine Überwindung des Epistemologischen durch eine historische Ethnologie eingetreten. Diese betreibe nun die Ethnogenese ethnischer Gruppen und sei empirischer und regionaler ausgerichtet. Dennoch beschloss Münster seinen Vortrag mit der Feststellung, der Ethnologie gebühre eine zentrale

Stellung unter den postkolonialen Gesellschaftswissenschaften. Damit zog er zahlreiche Stellungnahmen auf sich, die auf anhaltende postkoloniale ethnologische Arbeiten und deren Selbstreflexion gerade in Bezug auf Empirismus oder die Writing Culture-Debatte verwiesen, die Idee der Ablösung von 'Theoriemoden' als zu einfach kritisierten oder die Fachgeschichte der Ethnologie und ihre koloniale Vergangenheit betonte, die nicht einfach durch eine Phase beendet werde.

Ganz anders gingen MICHI KNECHT und REGINA RÖMHILD (beide Berlin) am Folgetag die Diskussion ihres Fachs an. Von der institutionellen Trennung des Fachs in eine inner- und eine außereuropäische Ethnologie führten sie her, wie diese Spaltung einen subtilen Eurozentrismus beförderte und postkoloniale Fragestellungen erschwert habe. Europa müsse ein empirisches ethnografisches Objekt werden, um dezentriert und dekolonisiert zu werden. Eine „kritische Epistemologie“ nehme die konfliktreiche Herstellung von „Europa“ in den Blick und müsse gleichzeitig der Gefahr entgehen, Europa wieder nur innerhalb seiner wenn auch beweglichen Grenzen zu betrachten. Neue Migrationsbewegungen, Prozesse der Europäisierung, Fragen nach Citizenship in Europa und die bislang sichere Aufteilung von Metropole und Peripherie/Kolonie, aber auch Bereiche der Medizin- und Technikforschung wie die Reproduktionstechnologien als „globale Assemblage“ seien die Felder der postkolonial informierten Ethnologie.

GABRIELE DIETZE (Berlin) unterschied die Kulturwissenschaften im Plural, die von Cultural und Gender Studies „ausgebildet“ bereits Fragen eines postcolonial turn debattierten, von der (Berliner) Kulturwissenschaft im Singular. Diese beerbe direkt die Ordnung der Geisteswissenschaften und deren Verständnis von Kultur als Hochkultur. In keiner Einführung, weder bei Böhme/Matussek/Müller, bei Assmann noch bei Nünning gebe es Einträge zu Said, Spivak oder anderen. Einem impliziten Anspruch auf legitime universelle Geltung von Kultur stehe aber diejenige Perspektive gegenüber, nach der jede Wissenschaft mit einer Wahl des Objekts, mit Genealogien, mit Positionalität und Erkenntnisinteressen beginne, die Lokalität, class, gender und race mit einschließen. Derridas Begriff der „weißen Mythologie“ wurde dafür in Anspruch genommen, eine abendländische Metaphysikkritik mit einer kritischen Weißseinsforschung zu verbinden. Zur Debatte stand dann insbesondere der Stellenwert der Gender Studies bzw. dem geforderten decolonizing gender, insbesondere in der Verbindung mit der Frage, ob Kritik säkular sei. Einerseits werde die Befreiung der Frau oft vorgeschoben, wenn es um die Abwehr Muslimischer Migration gehe; gleichzeitig könne Gender keine analytische Dominanzkategorie werden.

Die erste Podiumsdiskussion fragte explizit nach außerakademischen Bezügen, politischen Bewegungen und kuratorischen Praktiken. CLAUDIA BRUNS (Berlin) verwies auf die Rolle anticolonialer Kämpfe und die Arbeiten von ForscherInnen mit Migrationshintergrund. LARISSA FÖRSTER (Köln) forderte einen erweiterten Bereich theoretischer Reflexion auch an deutschsprachigen Museen ein, die Konzepte von entangled objects und koloniale Sammelpraktiken reflektiere. VIKTORIA SCHMIDT-LINSENHOFF (Trier) betonte, die Verwicklung der Kunstgeschichte in Kolonialkulturen sei erst durch die Repräsentationskritik des Black British Art Movement anerkannt worden. Gleichzeitig mit ihrer Aufforderung, verstärkt KollegInnen aus anderen Ländern einzuladen, warnte Schmidt-Linsenhoff vor einer Neo-Exotisierung derer Arbeiten; weiße ForscherInnen müssten sich selbst ethnisieren. SABINE BROECK (Bremen) beschrieb als ihre Praxis die Lehre in Form einer decolonial education, die nicht nur Zusatzerleb-

nisse für weiße Studenten produzieren solle, sondern eine production of white discomfort. SERHAT KARAKAYALI (Halle) richtete an Broeck die Frage, ob schlechte Gefühle im Weißsein-spüren Studierender eine gute Ausgangsbasis für das Politische seien oder ob dieser methodologische Individualismus nicht einem Denken der Kollektivität und der Asubjektivität weichen solle, genauer: der Frage, wie Relationen uns als Individuen erzeugten. Anstelle von Identitäten müsse die Frage stehen, wie sich diese in ständig fortgesetzten Aushandlungsprozessen und Kämpfen täglich wieder herstellten. ENCARNACIÓN GUTIÉRREZ RODRÍGUEZ (Manchester) sprach als Vertreterin einer Generation Schwarzer deutscher Forscherinnen, die in den 1980er- und 1990er-Jahren in der BRD politisch und forschend aktiv waren und deren Arbeiten akademisch verwertet worden seien, deren Urheberinnen aber zum allergrößten Teil Deutschland verlassen hätten, um der fortwährenden Segregation zu entgehen – auch der Senatsaal sei jetzt wie früher weiß. In der Diskussion merkte Astrid Kusser an, es sei das Scheitern von Befreiungsbewegungen gewesen, das ein anderes Denken notwendig machte – und darin gab es bereits andere Formen des Politischen, die theoretisch nicht erfassbar waren.

Die Wende zu Ausstellungen, Medienwechselln, künstlerischer Praxis und Literatur zeige einen Wunsch nach anderen Wissensproduktionen und Formen des Handelns.

Am zweiten Konferenztag zeigte ASTRID KUSSER (Köln) an der Geschichte der Tanzmode des Cake walks zwischen Sklaverei, Black Atlantic und Europa, wie eine andere Geschichtsschreibung, eine Verflechtung und nichtlineare Zeitlichkeit als Teil von minor histories geschrieben werden kann. TERESA KOLOMA BECK (Marburg) las die Moderne und ihre Sozialtheorie nicht als etwa als zunehmende Kontrolle, sondern als Produktionsort von Gewalt bis in Subjektivierungen hinein. SIMON GOEBEL (Augsburg) analysierte die Rassismen der ZDF-Serie „Deutsche Kolonien“ und verurteilte zwar tendenziell „die Medien“ im allgemeinen, brachte aber damit auch zum Ausdruck, dass postkoloniale Theorie nicht mehr ohne die Frage nach dem Status von Abbildung und Medialität auskommt.

Schmidt-Linsenhoff warnte in der Abschlussdiskussion davor, Einzeldisziplinen selbst wie Container zu betrachten – und wunderte sich, dass keine Kritik an Postcolonial Studies selbst geäußert wurde.

Fazit: Auf dieser Tagung kam der angekündigte „state of the art“ der Diskussion postkolonialer Theorie an deutschsprachigen Universitäten tatsächlich zum Tragen: einerseits in einem Bericht der Fachrezeptionsgeschichten, andererseits in den fortwährenden Suchen und Ausstellen eigener blinder Flecken und der Demonstration der anhaltenden Schwierigkeit, etwas, das nur an schmerzhaft produktiv gemachten Rändern von politischer Aktion und akademischer Arbeit entstehen konnte, in die Akademie selbst hineinzutragen.

*Phil C. Langer*

### **Vielfalt als Chance begreifen! Bericht zur Tagung „Wir sind Bundeswehr“. Wie viel Vielfalt benötigen/vertragen die Streitkräfte? am 20./21. Juni 2011**

Vielfalt als Chance und Ressource begreifen – das scheint für eine Organisation wie die Bundeswehr, die lange von geschlechtlicher Homosozialität und weitgehend kultureller

Homogenität geprägt war, eine andauernde Herausforderung zu sein. Dabei ist die Bedeutung von Diversität und Interkulturalität angesichts aktueller Entwicklungen nicht nur in Deutschland offensichtlich:

- Nach Öffnung der Streitkräfte für Frauen im Jahr 2001 leisten aktuell über 17.000 Soldatinnen Dienst bei der Bundeswehr. Auch das Migrationsgeschehen in Deutschland bildet sich zusehends in den Streitkräften ab und macht sie kulturell heterogener.
- In immer komplexer werdenden Einsatzszenarien in vielfach als „fremd“ wahrgenommenen Regionen spielt geschlechts- und kulturkompetentes Handeln eine zentrale Rolle zur erfolgreichen Auftragserfüllung.
- Multinationale Zusammenarbeit wird für die Bundeswehr in Zukunft weiterhin an Bedeutung gewinnen.
- Der demografische Wandel und die Aussetzung der Wehrpflicht erfordern neue Wege der Nachwuchsgewinnung, die sich – anderen Staaten wie den USA vergleichbar – möglicherweise auch gezielt an Minderheiten richten.

Vor diesem Hintergrund fand am 20. und 21. Juni 2011 die Tagung „*Wir sind Bundeswehr*“. *Wie viel Vielfalt benötigen/vertragen die Streitkräfte?* statt, die das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr (SOWI, Strausberg) in Kooperation mit dem Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin durchführte. Ziel der Tagung war es, die institutionellen Herausforderungen und Chancen des skizzierten Pluralisierungsprozesses systematisch zu erfassen und unter Einbezug internationaler Erfahrungen die für ein gelingendes *Diversity Management* notwendigen Rahmbedingungen besser zu verstehen. Der Schwerpunkt lag dabei auf den kulturellen und „ethnischen“ Aspekten des Prozesses, wengleich *Gender*-bezogene Fragen eine wichtige Vergleichs- und Ergänzungsperspektive darstellten.

Im Rahmen der Tagung versuchten unterschiedliche Akteure aus Wissenschaft und Militär trag- und anschlussfähige Antworten auf eine Vielzahl von Fragen zu finden:

- Ist die Bundeswehr auch in kultureller, „ethnischer“ und religiöser Sicht als „Spiegel der Gesellschaft“ zu sehen? Und was bedeutet diese Metapher eigentlich genau?
- Wie hängen die unterschiedlichen Pluralisierungsprozesse zusammen? Was kann etwa aus der Integration von Frauen in die Streitkräfte oder der Öffnung von Führungspositionen für Homosexuelle für den Umgang mit kulturellen und „ethnischen“ Minderheiten gelernt werden?
- Welche Erfahrungen machen Menschen mit Migrationshintergrund in den Streitkräften und wie gehen sie mit diesen um?
- Wie sieht es in anderen Staaten mit Diversität im Militär aus?

Für dieses Vorhaben, das im Kern das Verhältnis von Streitkräften und Gesellschaft betraf, war der Ort der Veranstaltung – die zivile Humboldt-Universität zu Berlin – bewusst gewählt. Denn eine Diskussion über den Stand und die Zukunft der Integration kultureller und „ethnischer“ Minderheiten in die Bundeswehr kann nicht exklusiv erfolgen: Sowohl ein institutioneller wie fachwissenschaftlicher *Ingroup*-Diskurs dazu wäre eine *contradictio in adiecto*, ein Widerspruch in sich. Die Bundeswehr muss sich der kritischen Öffentlichkeit stellen; und diese sollte sich der Chance, Einfluss auf die Diskussion über die aktuellen Herausforderungen ihrer Streitkräfte nehmen zu können, nicht verschließen.

Auf der Tagung wurde deutlich, dass Vielfalt in der Bundeswehr längst gelebte Realität ist. So

stellte Jana Hennig (SOWI) unter Bezug auf die „Streitkräftebefragung 2009“ des SOWI dar, dass etwa zwölf Prozent der deutschen Soldatinnen und Soldaten einen Migrationshintergrund besitzen. Offensichtlich wurde zugleich, dass derartige Zahlen sehr vorsichtig interpretiert werden sollten, da hinter dem vereinheitlichenden Begriff Migrationshintergrund sehr unterschiedliche Erfahrungen aufscheinen, deren angemessene empirische Erfassung eine Vielzahl von bislang weitgehend unberücksichtigten Aspekten – insbesondere das jeweilige (inter-)subjektiv konstruierte Selbstverständnis – einzubeziehen hätte. Auch sind, wie Maren Tomforde von der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg anhand der Diskussion des „Kultur“-Begriffs und Arnd-Michael Nohl von der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg in seinem Vortrag zum „Integrations“-Konzept aufzeigten, die in der Debatte oft unreflektiert verwendeten Begriffe und Konzepte kritisch zu hinterfragen. An diesem Punkt setzten die vier Soldatinnen und Soldaten der Helmut-Schmidt-Universität an, die zu den Gründungsmitgliedern des Vereins „Deutscher.Soldat. e.V.“ gehören. Ziel dieser Initiative von migrantischen Angehörigen der Bundeswehr ist es, einen differenzierten Beitrag zu der aus ihrer Sicht stigmatisierenden öffentlichen Integrationsdebatte zu leisten und mittels Strategien der Wahrnehmungsirritation auf die Möglichkeiten gelingender gesellschaftlicher Teilhabe hinzuweisen sowie die besonderen Potenziale der Streitkräfte hierzu aufzuzeigen. In diesem Sinn geht es um eine soziale und ethische Selbstverständlichkeit des Umgangs mit Differenz, das, was Marieluise Beck einmal prägnant eine gegenseitige „Kultur der Anerkennung“ nannte. Doch Vielfalt bedeutet auch für die Bundeswehr selbst eine enorme Chance für die Gesamtinstitution Bundeswehr, die proaktiv aufgegriffen werden sollte, wie Christian Leuprecht vom *Royal Military College* der kanadischen Streitkräfte und Maja Apelt von der Universität Potsdam in ihren beiden *Keynote Speeches* durchaus kritisch skizzierten. Dabei wurde sowohl auf Erfahrungen international tätiger Unternehmen als auch die vielfältigen Anforderungen, die heutige Streitkräfte – etwa im Kontext von kultursensiblen Handeln im Auslandseinsatz – meistern müssen, verwiesen. Angesichts des demografischen Wandels der Gesellschaft und der bevorstehenden Aussetzung der Wehrpflicht wurde in diesem Sinn diskutiert, ob eine durch zielgruppenspezifische Nachwuchsgewinnung forcierte kulturelle und ethnische Heterogenität der Bundeswehr eine sinnvolle, vielleicht sogar notwendige Perspektive darstellt. Dem setzte der für Fragen der „Inneren Führung“ im Verteidigungsministerium zuständige Referatsleiter Oberst i.G. Bermes entgegen, dass derzeit etwa 25 Prozent der Bewerberinnen und Bewerber für den freiwilligen Wehrdienst einen Migrationshintergrund aufwiesen, eine besondere Adressierung oder gar Überlegungen zu „affirmative actions“ nicht anstünden, zumal die Bundeswehr aus Gleichbehandlungsgrundsätzen heraus etwa in der Beurteilung von Soldatinnen und Soldaten kulturelle oder „ethnische“ Aspekte nicht berücksichtigen könne. Zugleich seien bereits vielfältige Maßnahmen zur Sensibilisierung für kulturelle und „ethnische“ Unterschiede im Gange, wie Oberstleutnant Uwe Ulrich als Leiter der Zentralen Koordinierungsstelle Interkulturelle Kompetenz in Koblenz beispielsweise anhand der neu aufgestellten Lehrgänge für Multiplikatoren interkultureller Kompetenz aufzeigte. Er verwies darüber hinaus auf eine internationale Tagung zum Thema interkulturelle Kompetenz, die im Oktober in Koblenz stattfinden wird.

Aber Vielfalt stellt für die Bundeswehr nicht nur eine gelebte Realität und antizipierte Chance, sondern auch eine enorme Herausforderung dar. Lange Zeit waren die deutschen Streitkräfte durch eine relative kulturelle und ethnische Homogenität sowie geschlechtliche Homosozialität geprägt, und diese Homogenität wurde, wie Heiko Biehl (SOWI) ausführte, in der militär-

soziologischen Forschungen als Voraussetzung sozialer Kohäsion – und damit des Einsatzerfolges – gesehen. In dieser Hinsicht ist ein Perspektivenwandel, durch den Diversität als förderungswürdige Ressource erkennbar wird, auf Ebene der politischen Leitung und militärischen Führung allein nicht ausreichend: Er muss in der Alltagspraxis der Soldatinnen und Soldaten verankert werden. Dass dazu auf vorhandene Erfahrungen im Umgang mit anderen Minderheiten in den Streitkräften nur bedingt zurückgegriffen werden kann, zeigte der *Roundtable* mit Nina Leonhard (Führungsakademie der Bundeswehr, Hamburg), die zur Integration von ehemaligen NVA-Offizieren forscht, Major Katja Roeder, die sich als Gleichstellungsbeauftragte des Streitkräfteamtes (Bonn) zur Integration von Frauen äußerte, und Gerhard Kümmel als Moderator, der am SOWI Studien zu Spätaussiedlern durchführte und das aktuelle Projekt zu Frauen in der Bundeswehr am Institut leitet.

Am Ende der Debatte, ob es um die Änderung von Strukturen oder Verhalten gehe, wurde erkennbar, dass real Erfahrungen von Vielfalt wesentlich zu deren positiver Wahrnehmung und Würdigung beitragen, dass es sich jedoch um einen längerfristigen Prozess handelt, in dem in Zukunft verstärkt auch Soldatinnen und Soldaten in Entscheidungspositionen kommen und dies positive Folgen sowohl für die Strukturen als auch die Alltagspraxen haben werde.

Was bleibt? Die große und positive Resonanz, die die Tagung erhalten hat, verweist auf die gesellschaftliche, institutionelle und wissenschaftliche Relevanz und Bedeutung der diskutierten Fragen nach den Herausforderungen und Chancen, die mit der kulturellen und „ethnischen“ Pluralisierung der Bundeswehr einhergehen. Auf dem Weg zur Beantwortung dieser Fragen ist die Tagung einige wesentlichen Schritte vorangekommen. Dazu hat nicht zuletzt die Kooperation zwischen dem SOWI und dem ZtG beigetragen, indem sie unterschiedliche Perspektiven eingebracht und den Diskurs in eine größere interessierte Öffentlichkeit getragen hat. In einem Forschungsbericht des SOWI sollen in Kürze die wesentlichen Ergebnisse der Tagung publiziert und damit für weitere Diskussionen anschlussfähig gemacht werden.

Dank gilt daher sowohl dem Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr als auch dem Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU Berlin: nicht nur für die Bereitstellung von Räumen und Ressourcen, sondern vor allem für den Mut zu dieser Zusammenarbeit. Es war für beide nicht einfach, sie zu versuchen. Mindestens zwei unterschiedliche Kulturen trafen hier aufeinander, was sich auch auf der Tagung in teilweise recht emotional ausgetragenen Diskussionen äußerte. Am Zentrum gab es angesichts der derzeitigen Kontroverse um Drittmittelaufträge der Bundeswehr für rüstungsbezogene Forschung an Universitäten durchaus Skepsis und kritische Diskussionen und die Unvorhersehbarkeit universitärer Veranstaltungsdynamik verursachte naturgemäß gewisses Unbehagen auf Seiten des SOWI als wissenschaftlicher Einrichtung einer auf Planungssicherheit getrimmten Organisation.

In dieser Hinsicht hat die Tagung interessante Forschungsperspektiven sowohl für das ZtG als auch das SOWI aufgezeigt. So erscheint die Bundeswehr selbst als spannendes Forschungsgebiet zur Untersuchung aktueller *Gender*-bezogener Fragestellungen, beispielsweise im Hinblick auf Prozesse der Konstruktion und Dekonstruktion von „Männlichkeit“ in der Gesellschaft. Der Einbezug von Intersektionalitätsansätzen in der Forschung des SOWI könnte zugleich zu einem vertieften Verständnis der ineinander greifenden Dynamiken kulturell-„ethnischer“, *Gender*-, sozioökonomischer und anderer Diskurse und institutioneller Praktiken in der Bundeswehr beitragen und Möglichkeiten eines reflexiven *Diversity Management* jenseits

einer ökonomischen Funktionalität begründen. Das Thema Diversität jedenfalls wird, das machte der Direktor des SOWI Ernst-Christoph Meier in seinem Grußwort klar, weiterhin ein wichtiger Bestandteil der Forschung zu Interkulturalität in der Bundeswehr bleiben. In diesem Sinn wäre eine Fortführung der begonnenen Diskussion gerade auch in ihrem nicht einfachen zivil-militärischen Spannungsfeld wünschenswert. Ein Zusammendenken von Streitkräften und Gesellschaft stellt nach Aussetzen der Wehrpflicht eine wesentliche Herausforderung dar. Die Sozialwissenschaften könnten dazu einen wichtigen Beitrag leisten.

*Janin Afken*

### **Caroline von Humboldt. Intellektuelle – Salonière – Mäzenin**

Wissenschaftliches Kolloquium des ZtG an der HU am 24.6.2011

Caroline von Humboldt ist die Patronin des im Jahr 2010 von der Humboldt-Universität zu Berlin ins Leben gerufenen Preises für Nachwuchswissenschaftlerinnen. Die historische Figur Caroline von Humboldt ist jedoch jenseits ihrer rezipierten Rolle als Ehefrau von Wilhelm von Humboldt und Mutter der gemeinsamen Kinder, sowie als geistreiche Gesellschafterin und Briefeschreiberin merkwürdig unbekannt. Zwar hinterließ sie zahlreiche Briefe, unter anderem den viel zitierten und geradezu paradigmatischen Briefwechsel mit ihrem Ehemann, der sich über 40 Jahre vom Kennenlernen des Paares 1788 bis zum Tode Caroline von Humboldts 1829 erstreckte, doch fehlt bislang eine Auseinandersetzung mit ihren Briefen jenseits der kulturgeschichtlichen und biographischen Forschung.

An der Humboldt-Universität zu Berlin fand am 24. Juni 2011 ein wissenschaftliches Kolloquium zu Caroline von Humboldt statt, veranstaltet und organisiert vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (Dr. Gabriele Jähnert), der zentralen Frauenbeauftragten (Dr. Ursula Fuhrich-Grubert) und dem Institut für deutsche Literatur (Prof. Dr. Ulrike Vedder und Dr. Anne Baillot). Die Organisatorinnen hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die historische Figur Caroline von Humboldt mit ihren unterschiedlichen Facetten und in ihren Ambivalenzen zu beleuchten und zur Diskussion zu stellen.

MICHAEL KÄMPER-VAN DEN BOOGART, Vizepräsident für Studium und Internationales der Humboldt-Universität zu Berlin, hielt die Begrüßungsrede. Er zeichnete wichtige Lebensstationen Caroline von Humboldts nach, referierte neue Forschungsansätze und umriss die Leitfragen des Kolloquiums zu Caroline von Humboldt.

ANNE BAILLOT (Berlin), die erste Preisträgerin des Caroline-von-Humboldt-Preises, eröffnete das Kolloquium mit ihrem Vortrag *Federführend – oder wie intellektuell Frauen um 1800 sein können*, in dem sie sich mit dem Begriff der Intellektualität auseinandersetzte. Männliche Intellektuelle um 1800, so ihre Ausgangsdefinition, seien Künstler und Gelehrte gewesen, die sich auf der Basis der öffentlichen Anerkennung, die sie für ihre Werke erfuhren, in anderen, ihrem eigentlichen Wirkungsfeld fernem, im weiteren Sinne politischen öffentlichen Diskursen einbrachten, engagierten und gruppierten. Frauen um 1800 fielen jedoch, so Baillot, bei dieser Definition komplett aus dem Raster. Schreiben als Moment der Selbstverwirklichung wurde gesellschaftlich sanktioniert, lediglich Geldnot in der Familie sei als Schreib- und Veröffentlichungsmotivation akzeptiert gewesen. Im Folgenden skizzierte Baillot differente Strategien

des Ausschlusses von Frauen aus dem intellektuellen Leben anhand von drei wenig erforschten Figuren – der Schriftstellerin Josephine von Sydow, der Übersetzerin und Schriftstellertochter Dorothea Tieck und Caroline von Humboldt. Sie umriss die jeweiligen Handlungs- und Gestaltungspielräume der drei Frauen, ihre Strategien und die Selbstverortung ihrer Intellektualität. Dabei wurde neben den stark begrenzten Möglichkeiten für die Autorinnen herausgearbeitet, dass doch gewisse „Schreibräume“ geschaffen und genutzt wurden. Plastische Beispiele für die subtile Eroberung solcher Räume zeigte der Vortrag für die besondere Autorschaftssituation des Übersetzens: Einerseits bleibe die Übersetzerin hinter dem Autor der Vorlage verborgen, andererseits böten Übersetzungsentscheidungen ‚Raum zur Entwicklung eines auktorialen Selbstbewusstseins‘. Genau dort, nämlich im Text selbst, sieht Anne Baillot ‚weibliche‘ Intellektualität bei Frauen um 1800 realisiert bzw. den Anfang eines sich entwickelnden Selbstbewusstseins.

Im Anschluss stellte die studentische Mitarbeiterin der Nachwuchsgruppe ‚*Berliner Intellektuellennetzwerke 1800–1830*‘, Janin Afken, das *Caroline von Humboldt Internet Forum* vor, das als eine wichtige Plattform für die weitere Forschung und den wissenschaftlichen Austausch zu Caroline von Humboldt fungieren soll:

<http://www2.hu-berlin.de/carolinevonhumboldt/>.

HANNAH LOTTE LUND (Frankfurt Oder) wies in ihrem Beitrag „... zu liebenswürdig, als dass ich ein Urtheil über sie wagen sollte ...“ – *Caroline von Humboldt als Gast und Gastgeberin geselliger Netzwerke in Berlin, Paris und Rom* auf den Stellenwert der ‚Geselligkeit‘ bei Caroline von Humboldt hin. Das gesellige Engagement Caroline von Humboldts sei als eine bewusste Prioritätensetzung in ihrem Leben zu verstehen. Jedoch habe gerade das Fehlen von weitreichenden Veröffentlichungen zu Lebzeiten seitens Caroline von Humboldts, trotz einer Fülle und Bandbreite von erarbeiteten Projekten (man denke an die begonnenen Übersetzungen, die 250 Kunstbeschreibungen aus Spanien, Kunstbetrachtungen aus Dresden usf.) dazu geführt, dass Caroline von Humboldt keinen Eingang in den Parnass berühmter Salonières gefunden habe. Tatsächlich versammelte Caroline von Humboldt als Gastgeberin in Paris und Rom zum großen Teil im Ausland lebende deutsche Künstler und Künstlerinnen, die von ihr materiell und emotional unterstützt und gefördert wurden. Geselligkeit als Instrument bzw. das Führen von Gesellschaften zum Zwecke des Mäzenatentums sei, wie Hannah Lotte Lund ausführte, kaum von anderen Frauen im Ausland getätigt worden und verdeutliche die besondere Form der Geselligkeit, die Caroline von Humboldt gestaltet habe.

BARBARA HAHN (Vanderbilt University) thematisierte in ihrem Vortrag „...mich Sie anstatt du nennend.“ - *Caroline von Humboldt brüskiert Rahel Levin* die Art und Bedeutung antijüdischer Äußerungen seitens Caroline von Humboldts gegen Rahel Levin. In ihrer Argumentation stützte sich Hahn auf das ‚Paria/Parvenü-Schema‘ Hannah Arendts. Rahel Levin konvertierte im Zuge der Verheiratung mit dem preußischen Diplomaten Varnhagen zum christlichen Glauben, was nach Barbara Hahn bei Caroline von Humboldt zu einer Umkodierung der Freundin vom ‚Paria‘ zum ‚Parvenü‘ geführt habe. Evident werde dies vor allem im Briefwechsel zwischen Caroline von Humboldt und ihrem Ehemann Wilhelm von Humboldt. Freundschaftsbande zwischen Rahel Levin und Caroline von Humboldt wurden bereits 1795 geknüpft und es entwickelte sich schnell ein vertrautes und enges Verhältnis. Im Gefühl engster Freundschaft bot Caroline von Humboldt brieflich das ‚Du‘ an. 1806 brach der Briefkontakt plötzlich für über 10 Jahre ab, die Gründe dafür sind nicht überliefert. Erst als Rahel Levin

während der Kriegswirren in Prag lebte, kam es erneut zur brieflichen Korrespondenz, jedoch wechselte Caroline von Humboldt vom ‚Du‘ zum ‚Sie‘ zurück. Nach Barbara Hahn sind die antijüdischen Aussagen Caroline von Humboldts in ihren Briefen deutlich markiert und werden häufig den Aussagen und Bemühungen Wilhelm von Humboldts zur Judenemanzipation, die er in seinen Briefen formuliert habe, gegenübergestellt. Doch auch in Wilhelm von Humboldts Briefen ließen sich deutlich kritische Bemerkungen gegenüber ‚Juden‘ finden. Dies zeige, so Barbara Hahn, dass der Anfang des modernen Antisemitismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu finden sei. Gerne werde dies in der Rezeption umgangen bzw. verharmlost, es werde lediglich vom traditionellen Antijudaismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts gesprochen. Jedoch lasse bereits die Qualität der Äußerungen und die Verschränkung mit physiognomischen Attributen auf den modernen Antisemitismus schließen. So könne der Verlauf der Freundschaft zwischen Rahel Levin und Caroline von Humboldt als paradigmatisch für die Entstehung des modernen Antisemitismus gelesen werden. Diese Einschätzung B. Hahns wurde im Anschluss durchaus kontrovers diskutiert, beispielsweise indem auf die persönlichen Verletzungen in Carolines Liebesbeziehung zu David Ferdinand Koreff oder auf ihre engen Beziehungen zu anderen ‚Juden‘ und ihre Freundschaft zu Henriette Herz verwiesen wurde.

UTE TINTEMANN (Berlin) skizzierte Caroline von Humboldt in ihrem Vortrag ‚*Mäzenatentum und Freundschaft: Caroline von Humboldt und die Künstler*‘ als Teil der Künstlergemeinschaft, in der sie ihre Künstlerfreunde mäzenatisch förderte. Sie vergab und vermittelte Aufträge an die ihr nahestehenden Künstler, lud sie zum Essen ein, bot ihnen einen Schlafplatz an und war um das physische und psychische Wohlergehen besorgt. Dies werde, so Ute Tintemann, vor allem in den Korrespondenzen mit Friedrich Gottlieb Welcker, den Brüdern Riepenhausen, mit Rennekampf und Rauch deutlich, in deren Verlauf Caroline von Humboldt stets um Neuigkeiten aus der deutsch-römischen Künstlerszene bat. Das erhaltene Haushaltsbuch der Familie Humboldt von 1808 mache den Umfang der finanziellen Unterstützung deutlich, es handele sich dabei im prozentualen Vergleich zu anderen Haushaltsposten um beträchtliche Summen. Im Anschluss an den Vortrag wurde in der Diskussion auf das Fehlen von weltpolitischen und gesellschaftlichen Themen in den Briefen nach und aus Rom hingewiesen. Politische Verhältnisse und wichtige kulturpolitische Ereignisse hätten in den Briefen keine Erwähnung gefunden. So nimmt es nicht Wunder, dass sogar die sogenannten ‚Künstlereklats‘ von Rom im Jahr 1817 nicht erwähnt werden. Gleichzeitig wurde jedoch auf die große Liberalität innerhalb der von Caroline von Humboldt initiierten Künstlergesellschaft hingewiesen, die Künstler\_innen aus allen Schichten versammelt haben soll. Daran anschließend wurde die Rolle Caroline von Humboldts als Mäzenin zugunsten einer Idee von der ‚klugen Investorin‘ diskutiert, die genau gewusst habe, dass der Wert der Bilder steigen würde. Am Ende der Diskussion wurde der Stellenwert von ‚weiblichen‘ Künstlerinnen in den Künstlersalons Caroline von Humboldts befragt. Dahingehend sei die Quellenlage jedoch so dürftig, dass allein gewiss sei, dass Louise Seidler sich zeitweise in der Künstlergesellschaft in Rom bewegt habe.

CORD-FRIEDRICH BERGHAHN (Braunschweig) machte *Caroline von Humboldts Brief-Werk* zum Gegenstand seines Vortrags. In der Tat sei die „intellektuelle Physiognomie“ Caroline von Humboldts nur schwer zu fassen und die bisherige Forschung, so kritisierte Cord-Friedrich Berghahn, habe Caroline von Humboldt lediglich über ihre Biographie und deren kulturgeschichtliche Zusammenhänge thematisiert. Eben deshalb sei zunächst ein Schritt

zurück zu der Frage nach den Analyseinstrumenten für die Epistolographie, gerade auch im Hinblick der sich entfaltenden neuen Formen ‚weiblicher‘ Autorschaft um 1800 im individuellen Medium Brief, notwendig. Ein kurzer Theorieabriss folgte, in dem Cord-Friedrich Berghahn u.a. mit Roland Barthes, Jacques Derrida und Albrecht Koschorke einen alternativen Zugang und Umgang mit den Briefen Caroline von Humboldts aufzeigte. Besonders im Briefwechsel mit Friedrich Gottlieb Welcker zeige sich die Bedeutung der Autorin Caroline von Humboldt in ihrer spezifischen ‚Schreibweise‘, die eine augenscheinlich literarische Qualität besitze. So konnte er deutlich machen, dass Caroline von Humboldt trotz des Fehlens eines klassischen ‚Werks‘ durchaus als Autorin bezeichnet werden könne.

In der Diskussion im Anschluss an den Vortrag wurde die Überlieferungspolitik der Briefe seitens Caroline von Humboldts und Wilhelm von Humboldts thematisiert. Interessant, da waren sich die Diskussionsteilnehmer\_innen einig, wäre eine Untersuchung des ‚Nichtüberlieferungsprojektes‘ Caroline von Humboldts, da sie bzw. Wilhelm von Humboldt die Briefwechsel mit ihrem Ehemann und den Künstlerfreunden – im Gegensatz zu unzähligen nicht bewahrten Zeugnissen – offensichtlich absichtsvoll überliefert habe.

Am Ende des wissenschaftlichen Kolloquiums las Dagmar von Gersdorff aus ihrem neu erschienenen Buch ‚Caroline von Humboldt. Eine Biographie‘ (Insel Verlag).

Insgesamt konnten durch die thematische Vielfalt der Beiträge wichtige Problemfelder in der Erforschung Caroline von Humboldts aufgezeigt werden. Vor allem die Quellenlage (viele Briefe und Schriften sind nicht überliefert bzw. verloren gegangen) setzt der Forschung Grenzen. Das Kolloquium hat gezeigt, dass das Einnehmen neuer Perspektiven in der Erforschung der Briefe, jenseits der biographischen und kulturgeschichtlichen Thematisierung, durchaus fruchtbare Erkenntnisse zeitigt.

*Anja Faltin*

### **Wenn die Schrift zum Bild findet – Schriftstellerinnen an den Grenzen zwischen Literatur und bildender Kunst, HU 30.6.-1.7.2011**

Im Rahmen des zweitägigen Kolloquiums für NachwuchswissenschaftlerInnen, das am 30. Juni und 01. Juli 2011 an der Humboldt-Universität zu Berlin stattfand, wurden Autorinnen des 20. Jahrhunderts vorgestellt, die sich dem Malen und Zeichnen eingehend theoretisch, vor allem aber praktisch im Zusammenhang mit ihrem literarischen Schaffen gewidmet haben:

Léonor Fini, Ingeborg Bachmann, Silvina Ocampo, Leonora Carrington, Else Lasker-Schüler, Meret Oppenheim, Rebecca Horn, Frida Kahlo, Unica Zürn und Sonja Sekula.

Mit Blick auf diese noch weitgehend aus dem Kanon der Literaturgeschichten ausgeklammerten Autorinnen/Künstlerinnen bzw. auf die zum Teil noch als marginal geltenden Genres wie Künstler- und Skizzenbücher, Zeichnungen, Briefe und Postkarten fragte das Kolloquium danach, inwiefern Text- und Bildelemente zunächst in sich ergänzender und schließlich in symbiotischer Form in den Werken der genannten „Malpoetinnen“ aufeinander treffen.

In ihrer Begrüßung skizzierte Prof. Dr. Renate Kroll (HU Berlin) einen kurzen historischen

Abriss über die Verbindung von Literatur und bildender Kunst, die sie mit Beispielen von u.a. der Landkarte *La Carte du Pays de Tendre* aus dem Roman *Clélie* (1654-60) von Madeleine de Scudéry sowie einem Auszug aus der Künstlerbuch-Kollaboration *La prose du Transsibérien et de la Petite Jehanne de France* (1913) von Sonia Delaunay und Blaise Cendrars veranschaulichte. Mit einer Umschreibung des Begriffs der „Interartifizialität“ verdeutlichte sie den Ansatz des Kolloquiums: die Verwendung von Schrift und Bild – sowohl separat als auch in Mischformen – als bewusste, suchende Grenzgänge zwischen den beiden Zeichenordnungen zu verstehen, als eine hybride, aber vor allem auch gleichberechtigte Form der Verschmelzung von Text- und Bildelementen auf einer Fläche. An diesen Ausgangspunkt, das Wechselspiel der Text-Bild-Beziehung bzw. die Kombination des Schriftstellerischen und Künstlerischen als „Interart“ zu betrachten, schließt die Überlegung an, dass Verbalisierung und Visualisierung erst zusammen genommen Bedeutung konstituieren. Die bislang vornehmlich aus separater Disziplin angegangenen Fragen stellten sich kaum nach den (besonders von Autorinnen) versuchten „neuen Schreibweisen“.

Am ersten Veranstaltungstag lag der Schwerpunkt der Vorträge auf Schriftstellerinnen/Künstlerinnen, in deren Werken von einem komplementären Verhältnis von Schrift und Bild gesprochen werden kann. Der erste Beitrag von Dr. Nanette Reißler-Pipka (Uni Siegen) zu Léonor Fini stellte einige Ölbilder wie *Die Hexe* (1935-36) oder *Selbstportrait mit Skorpion* (1938) vor, deren unheimlich mystisch-mythologische Bilderwelt sie in Bezug zu Finis (alp)traumartigen Romanerzählungen *Oneiopompe* (1978) und *Mourmour. Conte pour enfants velus* (1976) setzte. Reißler-Pipka zeigte einerseits, wie Fini dezidiert das Medium des Textes mit seinen erzählerischen Mitteln benutzt, die zwar mit verschlungenen Zwitterwesen von Mensch-Frau-Katze einen ähnlichen Motivkatalog wie auch die Bilder aufweisen, deren Spiel mit den Namen und das Ineinanderweben einzelner Geschichten und Träume sich jedoch nicht im Medium der Malerei umsetzen lassen. Andererseits verdeutlichte Reißler-Pipka, dass die bewusst gewählten narrativen Mittel auf ihre Weise einen ähnlichen Effekt auslösen wie die Bilder Finis und somit Text und Bild einen Zwischenraum entstehen lassen, der Platz für eigene Geschichten und Bilder der Betrachter und Leser ermöglicht. Die Eigenständigkeit der Medien und der entstehende Dialog miteinander war auch Thema im darauffolgenden Vortrag von Alice Hattenville (Uni Wien) zur „Umwandlung der perspektivischen Raumdarstellung im Gedicht *William Turner: Gegenlicht* von Ingeborg Bachmann“, die in einer ersten Feststellung darauf aufmerksam machte, dass Ingeborg Bachmann nicht etwa einem Bild, sondern einem Gemälde-Titel von William Turner ihr Augenmerk schenkte, so als sei der Titel das Bild selbst. Der Bildtitel diene als Sprachobjekt und sei demnach der gleichen Übermittlung fähig wie auch das Bild in seiner Funktion als Sinnträger. In einem zweiten Schwerpunkt zeigte Alice Hattenville, wie Turner durch eine spezielle Lichtkomposition zu einer neuen bildlichen Raumgestaltung gelangt und wie es Bachmann gelingt diese Lichtperspektive auch sprachlich im Gedicht umzusetzen. Die Referenz zu Turners Gemälde geschehe jedoch in Anonymität des Malernamens, da gerade durch die „Macht des 'Nicht-Nennens'“ die Erscheinung des Lichtes erst ermöglicht werden könne. Anders als Ingeborg Bachmann, die sich theoretisch mit dem Malen auseinandersetzte, griff Silvina Ocampo bewusst zu beiden Darstellungsformen: „Ich malte das, was ich nicht schreiben konnte, und schrieb das, was ich nicht malen konnte.“ In ihrem Vortrag stellte Carolin Fuhs (Uni Siegen) ‚schweigende Texte und sprechende Bilder‘ der hierzulande weitgehend unbekanntes argentinischen Malerin und Schriftstellerin vor, die fast

vollständig mit dem Malen aufhört, als sie beginnt zu schreiben. So spiegeln sich in ihren Werken die Beschränkungen des jeweiligen Mediums, mit denen sich Ocampo konfrontiert sah, wider. In ihren Erzählungen und Kurzgeschichten sind es häufig schweigende, unterdrückte Figuren, die sich nicht der vorherrschenden sprachlichen Codes bedienen, sondern aus den für sie „fremden Worten“ eine Maskerade erzeugen. Sprache, so argumentierte Carolin Fuhs, werde bei Ocampo zur Sprachdekonstruktion verwendet, um deren Grenzen offenkundig zu machen. Dass Zeichnungen Ocampos wie bspw. der eines Mädchens/einer Frau auf der Schaukel oder der Radierung, die ein Unterwasserszenario mit Meerjungfrauen darstellt, nicht losgelöst von ihren Texten rezipiert werden sollten, veranschaulichte Carolin Fuhs anhand der Kurzgeschichte *La lección del dibujo* (Die Lehre der Bilder oder Zeichenlehre) von 1987, in der sich Ocampo literarisch mit der Malerei auseinandersetzt und damit eingängig thematisiert, welchen großen Einfluss beide Medien aufeinander einnehmen. Ähnlich wie Silvina Ocampo und Léonor Fini beginnt auch Leonora Carrington zunächst mit dem Malen, bevor sie zu Schreiben beginnt. Die Darstellung von Tieren (Pferde, Vögel und Hyänen) sowie von Mensch-Tier Mischwesen in Gemälden wie *The Inn of the Dawn Horse* (1937) oder *Down Below* (1942) erinnert stark an Léonor Finis mythische Bild- und Textfiguren, die auch bei Leonora Carrington Einzug in ihre Romane und Kurzgeschichten finden. Barbara Wünnenberg (HU Berlin) stellte im ersten Teil ihres Vortrages dar, dass die tierische und phantastische Bildsymbolik in Carringtons Texten wie *Das Hörrohr* (1976), *La Dame ovale* (1938), *Die Schwestern* (1939) oder *Das siebente Pferd* wiederzufinden sind und die Titel ihrer Gemälde sogar bisweilen direkt auf die Erzählungen verweisen. In diesem Zusammenhang veranschaulichte sie, inwiefern die Textform andere Möglichkeiten als das Bild bietet, um traumhafte Visionen, Gerüche, Geräusche und triebhafte Gelüste zu vermitteln und doch die Texte stets ergänzend zu Carringtons Bildern und umgekehrt die Bilder komplementär zu den Texten zu betrachten. Im zweiten Teil des Vortrages ging Barbara Wünnenberg auf einen Brief Carringtons an die spanische Künstlerin Remedios Varo ein, in dem die gleichwertige Kombination von Text- und Bildelementen besonders hervorsteht. Denn erst in der Betrachtung beider Medien in ihrer Einheit lässt sich das zu Vermittelnde erschließen. Dass sich ganz besonders der Brief anbietet, um gerade nicht entweder den künstlerischen oder den schriftstellerischen Schaffungsbereich wiederzugeben, sondern beides miteinander auf einer Fläche zu verbinden, demonstrierte auch Lydia Strauss (Staatliche Kunstsammlungen Dresden). Nachdrücklich schilderte sie in ihrem Vortrag zu Else Lasker-Schüler, wie sie in einigen der Original Briefbögen der Schriftstellerin/Künstlerin – entgegen den bisher von Herausgebern in reiner Textform abgedruckten Briefen – eine Fülle an Ornamenten Symbolen und Zeichnungen entdeckte. Die Rolle der Briefe ebenso wie die der Postkarten im Schaffen Else Lasker-Schülers stellt bis heute eine Lücke in der Forschung dar. In dem Beitrag gelang es herauszustellen, inwiefern Bildlichkeit und Schriftlichkeit bei Else Lasker-Schüler in Bewegung bleiben, sich immer wieder gegenseitig bedingen und somit wesentlich zum ästhetischen Leseerlebnis beitragen. Damit stellte Lydia Strauss einen thematischen Übergang zum zweiten Tag des Kolloquiums her, an dem Bild und Text auf der gleichen Fläche miteinander in Symbiose traten.

Dr. Alexandra Tacke (HU Berlin) ging in ihrem Vortrag auf das Schaffen der Künstler- und Schriftstellerinnen Meret Oppenheim und Rebecca Horn ein, die in ihren Skizzen, Kritzeleien und Tagebuch-Aufzeichnungen eine materielle Verbindung von Zeichnen und Schreiben erzeugen, die den Rezipienten in einen Zwischenraum, eine Art Schrift-Kunst-Raum führt.

Dieser Zwischen- und oft auch Leerraum dient Oppenheim und Horn vor allem zur Reflexion ihres eigenen Schaffensprozesses und zur Formung von Strategien der (fotografischen) Selbstinszenierung. Das Experimentieren mit diversen Genres (Fotografie, Kalligraphie, Installation, Video, Lyrik, Prosa, Zeichnung) ermöglicht ihnen Fragen zur Entstehung von Schrift und Sprache aufzuwerfen, deren Grenzen aufzubrechen und zu erweitern. Besonders ausgewählte Beispiele von Rebecca Horn verweisen durch eine Technik des Überlagerns mehrerer Schichten bestehend aus Farbe, Foto, Schrift u.ä. auf ein bewusstes Ausloten der medialen Grenzen von Schrift und Bild, das dazu beitragen soll die Herstellung stereotyper Deutungsmuster zu unterlaufen. Die spielerisch-experimentelle Kombinatorik von Schrift und Bild sowie ein Drang zur Reflexion des eigenen Werkprozesses ließen sich auch in den Werken von Frida Kahlo, Unica Zürn und Sonja Sekula wiederfinden. Natalie Kranz (HU Berlin) präsentierte mit Auszügen aus dem Mal- und Tagebuch der Frida Kahlo ein bis heute wenig erforschtes Künstlerbuch, in dem die Künstlerin und Schriftstellerin Kahlo in einen Dialog mit sich selber tritt und zum Gegenstand ihrer eigenen Betrachtungen geriert. Natalie Kranz zeigte, auf welche Weise Kahlo literarische und künstlerische Verfahren derart miteinander verschränkt, dass aus den darin geschriebenen und gemalten Texten *Text-Bilder* und aus der Farbsymbolik der Bilder eine *Bilder-Sprache* entstehen. Besonders die Tintenkleckse, die sich durch das gesamte Mal- und Tagebuch ziehen, spiegeln einerseits, so die These von Natalie Kranz, die Unzulänglichkeit der Sprache und die Beschränkung des bildlichen Ausdruckes wider, andererseits stehen sie für eine Materialität, die ihrerseits wiederum den Körper Kahlos im intermedialen Zwischenbereich repräsentiere. Auch die deutsche Schriftstellerin/Künstlerin Unica Zürn begibt sich in ihren Arbeiten an die Grenzen des Sagbaren, wie Annika Breuer (Uni Potsdam) in ihrem Vortrag zu Zürns Anagrammzeichnungen bewies. Sie untersuchte in ausgewählten Schriftzeichnungen wie *Orakel und Spektakel*, *Nun machst du dich entbehrlich* und *Der Geist aus der Flasche* (1960), inwiefern nicht länger nach einer Trennlinie zwischen den beiden Medien Schrift und Bild zu suchen sei. Die Anagrammzeichnungen als am engsten verschränkte Mischformen in den Arbeiten Zürns kommunizieren kein Eindeutiges, sie seien vielmehr der bewusste Versuch, ein desemantisiertes Werk zu erzeugen, das mit herkömmlichen Kategorien und Begriffen nicht mehr zu fassen und zu deuten sei. Die sprachliche und bildliche Assoziation bilden bei Unica Zürn das leitende Prinzip ihrer Anagrammzeichnungen, was sich auch im letzten Vortrag des Kolloquiums zu den Skizzen- und Tagebüchern der Schweizer Künstlerin/Schriftstellerin Sonja Sekula widerspiegelte. Anja Faltin (HU Berlin) stellte fünf Wortbilder der kaum noch bekannten Malpoetin vor und ging auf Verfahren und Mittel der Verschränkung (Typographie, Verdichtung, Bewegung, Fragmentierung) ein, mit denen es Sekula gelingt, neue Lese- und Sehgewohnheiten herzustellen, in denen es nicht um die Differenz der Medien geht, sondern vielmehr um die Arbeit an den Grenzen einer Ent-disziplinierung. Besonders in dem letzten Wortbild (Ohne Titel, 1954) konnten vielseitige Bezüge zu anderen vorgestellten Arbeiten im Kolloquium gezogen werden, die das Spiel mit der Sprache, das Kombinieren von Farbe und Wort sowie die Erzeugung eines neuen (Zwischen)Raumes beinhalteten. Als bemerkenswert ergaben sich außerdem die verschiedenen Entwürfe von Weiblichkeit in den Arbeiten der Malpoetinnen, die, wie sich herausstellte, im engen Zusammenhang mit ihrer Suche nach „neuen“ Ausdrucksformen stehen. Zudem entpuppte die gemeinschaftliche Besprechung der Schrift-Bild-Beispiele gewohnte Begrifflichkeiten als überholt für eine Beschreibung der symbiotischen Beziehung von Schriftbild und Bildschrift. Das Kolloquium erwies sich als ein erfolgreicher und überaus

spannender Einblick in Arbeiten literarisch-künstlerischer Doppelbegabungen von Frauen und soll als Anstoß für eine weiterführende Beschäftigung auf diesem bis heute von Seiten der Forschung vernachlässigten Gebiet dienen.

Sarah Speck / Moritz Ege

**„Eingreifen, kritisieren, verändern!? Ethnographische und genderkritische Perspektiven auf Interventionen“, Tagung 30.6-2.7.2011, Berlin**

Unter dem Stichwort „Interventionen“ hatten sich die Organisator\_innen der 13. Arbeitstagung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung der deutschen Gesellschaft für Volkskunde zum Ziel gesetzt, ethnographische und geschlechterkritische Arbeiten vorzustellen und zu reflektieren, die „kritisierend und verändernd in politische Konfliktfelder eingreifen“ wollen und auf „vielfältige Formen der Kollaboration mit sozialen Bewegungen und gesellschaftlichen Akteur\_innen“ setzen. Obwohl die Beiträge eine große inhaltliche Bandbreite eröffneten, ergaben sich zahlreiche Bezüge und fortlaufende Diskussionen, die die Tagung zu einer lebendigen und erfolgreichen Veranstaltung machten.

Thema des ersten Panels waren Interventionen in die Wissenschaft. Am Beispiel Gertrud Bäumers beschäftigte sich Silke Götsch (Kiel) mit dem Versuch bürgerlicher Frauenrechtlerinnen Anfang des 20. Jahrhunderts, eine Öffnung der Universität für Frauen zu begründen. Bäumers Idee einer „weiblichen Wissenschaft“, die auf der Vorstellung spezifisch weiblicher Fähigkeiten wie „Intuition“ und „verstehender Berührung mit dem Menschlichen“ beruhte, sei als Intervention zu verstehen, die Handlungsräume eröffnete und Frauen zugleich auf eine bestimmte Wissensproduktion festschrieb. So groß der thematische und historische Sprung zum anschließenden Vortrag von Ben Trott (Berlin) zu „affektiver Arbeit“ auch war, so zeigten sich dennoch eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten, denn auch in der vielfach diskutierten These der „Feminisierung der Arbeit“ (Hardt/Negri) scheint das Erbe „komplementärer Geschlechtscharaktere“ durch. Der Vortrag von Aline Oloff (Berlin) zeigte anhand zweier Diskussionen im Kontext Frankreichs eine weitere Form feministischer Intervention in die Wissenschaft. Die Debatten drehten sich um zwei Schlüsseltexte der Ethnologen Maurice Godelier und Pierre Bourdieu, die von der „Zustimmung“ dominierter Gruppen zu den sozialen Verhältnissen, die sie benachteiligen, handeln. Die feministische Kritik dieser Ansätze verdeutlichte, dass neben der Frage, welches interventionistische Wissen produziert wird, auch relevant ist *wer* welches Wissen produziert und in welcher Konstellation sich dies vollzieht.

Am ersten Abend bat Beate Binder (Berlin) drei „Pionierinnen“ der deutschsprachigen feministischen Kulturwissenschaften zu einem Erinnerungsaustausch aufs Podium: Karin Hausen (Berlin), Barbara Duden (Hannover) und Carola Lipp (Göttingen). Die Etablierung der dgv-Kommission für Frauenforschung (1983) folgte den entsprechenden Kommissionen der Historikerinnen (1978) und Soziologinnen (1979), deren Kontext die Referentinnen vor Augen führten. Dabei wurde neben der „Erfolgsgeschichte“ der Durchsetzung der Frauen- und Geschlechterforschung in den verschiedenen Disziplinen auch deutlich, dass deren Status immer noch prekär ist.

Der zweite Tag der Tagung begann mit einem Vortrag von Almut Sülzle (Marburg) und

Agnieszka Zimowska (Göttingen), die in einem Werkstattbericht ihre von der UEFA geförderte Forschung zur medialen Repräsentation von Sexarbeit im Zuge der Fußball-Europameisterschaften vorstellten.

Sülzle und Zimowska verstehen ihre Forschung als Eingreifen in einen öffentlichen Diskurs und Wissenschaft in diesem Kontext als „Vermittlungsinstanz“. Der Titel „Zwischen Fußballlobby und Hurenbewegung“ verwies dabei einerseits auf das Spannungsfeld, in dem sie sich als Forscherinnen sehen. Andererseits hätten jedoch sowohl die UEFA als auch die organisierten Sexarbeiterinnen und nicht zuletzt sie selbst ein Interesse am Abbau der pauschalisierenden medialen Darstellung von Sexarbeit als „Zwangsprostitution“, da diese zu Repressalien gegen Frauen und zu einer panischen und wenig nachhaltigen Ressourcenverteilung führe.

Unter dem Titel „Neue Konstellationen? Interventionen, Kollaborationen und Gräben zwischen Wissenschaft und sozialen Bewegungen jetzt“ diskutierten Jan Simon Hutta (Berlin), Birgit zur Nieden (Berlin) und Judith Laister (Graz) in einem von Sabine Hess (Göttingen) moderierten Podiumsgespräch das Verhältnis von kritischer Wissenschaft und sozialen Bewegungen. Hutta betonte dabei die Überschneidungen von Wissenschaft und Bewegung, die nicht zuletzt an zahlreichen Einzelpersonen, an „Doppelagenten“ in beiden Bereichen, sichtbar sei. Zur Nieden ging u. a. der Frage moralischer und politischer Dilemmata innerhalb politischer Gruppen nach (bspw. im Kontext aktivistischer Arbeit zur Legalisierung illegalisierter Migration), die sich durch Institutionalisierungsprozesse und prekäre akademische Karrierechancen ergäben. Laister analysierte am Beispiel von künstlerischen Interventionen in den öffentlichen Raum einen Funktionszusammenhang von kritischer Kunst, Wissenschaft und Stadtentwicklungspolitik und zeichnete Rhetoriken nach, mit denen die Akteur\_innen sich an verschiedene Institutionen wenden.

Auch im Panel „Politiserte Felder – Rassismus und Migration“, in dem drei sich als interventionistisch verstehende Forschungen vorgestellt wurden, stand das Verhältnis von Wissenschaft und sozialen Bewegungen zur Debatte. Lisa Riedner (Manchester) skizzierte ihre „activist research“ zu prekarierten Arbeitnehmer\_innen ohne gesicherten Aufenthaltsstatus in München. Im Zuge dessen verwies sie auf die Gefahr des Paternalismus engagierter Forschung, der sie durch Reflexion und durch das Knüpfen konkreter politischer Netzwerke zu begegnen versuche. Julia Verse (Berlin) betonte in ihrem Vortrag zu Antirassismus und Feminismus in Irland die Verknüpfung und Beeinflussung beider Wissensproduktionen. Sebastian Scheele (Berlin) präsentierte in seinem Beitrag erste konzeptionelle Überlegungen zu seiner Forschung zum Umgang mit privilegierten Positionen in Kämpfen, die die Abschaffung eben dieser Privilegien (immer verstanden als relationale Verhältnisse) zum Ziel haben. Als eine Strategie des Umgangs stellte er die Figur des „Alliierten“ zur Diskussion, zum Beispiel von Männern und Feminismus und Weißen im Antirassismus, die an der Veränderung von Herrschaftsverhältnissen mitwirken möchten.

Im Rahmen des Panels „Interventionen in die Produktion von Gender“ diskutierte Corinna Bath (Berlin) verschiedene Aspekte der „Vergeschlechtlichung von informatischen Artefakten“ und erinnerte an die Entwicklung ethnografischer Methoden in der Informatik der 1970er-Jahre, von „human-centered“ und „participatory design“. Zunächst dezidiert kritisch gegenüber den Selbstverständlichkeiten vorwiegend männlicher Software-Entwickler intendiert, seien solche Ansätze inzwischen als Nutzer- und Interface-Forschung „normalisiert“ worden. Über ihre politischen Implikationen werde nur noch selten reflektiert. Stefan Wellgraf (Frankfurt/Oder)

stellte anhand eines Berliner Beispiels dar, wie Hauptschulen mit dem Konzept der „konfrontativen Pädagogik“ operieren, um einer vermeintlich verweiblichten und verweichlichten Pädagogik entgegenzuwirken. Ethnografisch rekonstruierte er, wie die „tough love“ dieses als „männlich“ gekennzeichneten Ansatzes in der Praxis mit einer ständigen Anerkennungsverweigerung gegenüber Schüler\_innen einhergeht, die diese als erniedrigend und „unfair“ erleben. Gesa Kather (Liverpool) präsentierte eine Ethnografie der britischen Sozialarbeit und –politik in zwei nordenglischen Mittelstädten. Die Frage des Intervenierens und der Partizipativität stellte sie in den Kontext von „neoliberalen Komplexitäten“: demnach werden die Sozialwissenschaften – insbesondere in Großbritannien – staatlicherseits dazu aufgefordert, „public anthropology“ zu betreiben und den „community activism“ im Forschungsprozess zu fördern. Zugleich geben staatliche Institutionen vor, welche Formen von „activism“ und Partizipativität förderwürdig sind; zunehmend sollen Stadtteilgruppen präventiv gegen die Radikalisierung von Muslimen vorgehen und die Behörden mit inkriminierenden Informationen versorgen. Solche Vorgaben führen in der Praxis zu widersprüchlichen Verhaltensanforderungen und Selbstdarstellungen. Angesichts dieser Situation stellte Kanther die Frage, ob kritisch intendierte feministische Forderungen nach partizipativen und lebensweltlich relevanten Forschungen dieser „gouvernementalen“ politischen Steuerung nicht unwillentlich den Weg bereitet hätten. In ihrem Kommentar zum Panel kontextualisierte Marion Hamm (Luzern) diese kritische Frage mit anderen Analysen „neoliberaler Gesellschaftsorganisation“ und betonte u. a., dass es keinen „wasserfesten Vereinnahmungsschutz“ interventionistischer Forschung geben könne.

Die Nachmittagssitzung widmete sich der Prekarisierung, Ökonomisierung sowie der Institutionalisierung an und in den Universitäten. In kleinen Tischgesprächen mit wechselnder Besetzung, einem für Tagungen ungewohnten Format, wurden die Anwesenden aufgefordert, über Taktiken und Strategien des Umgangs mit diesen Prozessen zu diskutieren. Nikita Dhawan (Frankfurt am Main) und Sabine Hark (Berlin) widmeten sich auf dem anschließenden Podium ähnlichen Fragen, vor allem der Institutionalisierung kritischer Perspektiven. Hark warnte vor einer Nostalgie für die „alte Universität“ und hob hervor, dass Partizipation die Voraussetzung für Dissidenz und damit für Veränderung sei. Dhawan und Hark betonten beide die Notwendigkeit der „politics of location“ – die Betrachtung der je spezifischen Konstellation, in der man sich befinde, sowie die Reflektion auf eigene Privilegien. Dhawan analysierte nüchtern deren Funktionen und Potenziale und betonte, es gebe keine „unkontaminierte“ Position, von der aus Kritik zu üben sei. Sie resümierte ihr Programm mit den Worten „do not accuse, do not excuse, *abuse* hegemonic structures“.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es der Tagung gelungen ist, nicht nur spannende und oft auch materialreiche Arbeiten zu versammeln, sondern auch einen kontinuierlichen Diskussionsprozess zu führen: zu Fragen über Möglichkeiten und Schwierigkeiten kritischer Forschung, hinsichtlich Interventionen in die Wissenschaft und zum Zusammenhang von Wissenschaft und Politik. Zudem haben die Veranstalter\_innen nicht zuletzt mithilfe unorthodoxer Formate ein bemerkenswert angenehmes Klima schaffen können, das sicherlich großen Anteil an den angeregten und produktiven Debatten hatte. Konsens bestand prinzipiell in der Notwendigkeit kritischer, reflexiver, interventionistischer Forschung sowie weiterer nicht zuletzt auch feministischer Interventionen in die Institution der Akademie. Denn dass kritische Interventionen sich nicht nur auf Inhalte richten, sondern auch auf die Form, in der sich

Wissensproduktion vollzieht, wurde an verschiedenen Stellen diskutiert und war für alle Beteiligten unmittelbar nachvollziehbar. Deutlich wurden zugleich aber auch einige Risiken und Grenzen von interventionistischen Ansätzen. Zum einen können Interventionen, an welchen Kriterien man sie auch misst, unerwartete Effekte zeitigen und bergen damit ihre eigenen Gefahren. Und obwohl bei der Tagung immer wieder die Grauzonen und Schnittmengen zwischen akademischen Wissenschaften und aktivistisch-politischem Feld betont wurden, verdeutlichten die Diskussionen über interventionistische Praktiken, die sich gegen die zunehmende Prekarisierung und Ökonomisierung der Wissensproduktion an Universitäten richten, dass die divergierenden Handlungslogiken dieser Felder die Akteur\_innen vor Dilemmata stellen, die schwierig aufzulösen sind. Die Betonung der klassischen Interessenvertretung der je eigenen Statusgruppen, individuelle „Taktiken“ und Versuche, sich zu entziehen wie auch transformationsorientierte Maximalforderungen blieben doch recht unvermittelt nebeneinander stehen. So bleibt weiterhin zu zeigen, wie die Wissenschaft gegenwärtig zum Ort politischer Aushandlung über ihre eigenen Bedingungen werden kann und wie auch in diesem Feld eine Intervention, ein „dazwischen gehen“ also, aussehen kann.

*Janin Afken / Selma Jahnke*

#### **Tagung Fanny Lewald – Neue Perspektiven der Forschung, HU Berlin 2.7. 2011**

Die Tagung *200 Jahre Fanny Lewald – Neue Perspektiven der Forschung*, die am 2. Juli 2011 an der Humboldt-Universität stattfand, behandelte sehr unterschiedliche Facetten der zu Lebzeiten so erfolgreichen Autorin. Dabei wurden zum einen Themen und Texte diskutiert, die bisher in der Lewald-Forschung noch gar keine Rolle spielten – wie Fanny Lewalds Kunstkritik oder ihre Bezugnahme auf den Vernunftbegriff – oder die bisher nur ansatzweise geklärt wurden – wie ihre vielschichtige Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Christentum und Judentum. In zwei Vorträgen wurde zudem ausführlich auf den bislang unedierte Korpus von Briefen und Manuskripten zurückgegriffen, wodurch das bekannte Bild der Autorin neue Facetten gewann. Zum anderen wurden Themenkomplexe noch einmal vertieft behandelt, die für die Deutung der Person und Schriftstellerin Fanny Lewald schon lange zentral sind – wie ihre Haltung zu Emanzipation und Revolution. So wurde beispielsweise im Vortrag von CHRISTINA UJMA (Paderborn) und der anschließenden Diskussion der enge Zusammenhang zwischen emanzipativen und revolutionären Bestrebungen bei Lewald sehr deutlich herausgearbeitet. In Fanny Lewalds Beschreibung ihrer Paris-Reise im Jahr 1848 und der dort emphatisch von ihr miterlebten Revolution findet sich ein erstaunliches Zitat über die jüdische Schauspielerin Madame Rahel, die – die Marseillaise singend – von der Beobachterin als Verkörperung der Republik gedeutet wurde. Im Gegensatz zur abgeklärten Sicht des alternden Heinrich Heine sei Lewalds Blick auf diese Revolution frisch gewesen, ihre Darstellung changierend zwischen Verklärung (auch, um dem deutschen Lesepublikum eine gesellschaftliche Umwälzung nicht als Perhorreszendium vorzustellen) und gezielter Grenzüberschreitung im Hinblick auf Standes-, Konfessions- und Geschlechterordnungen.

Der Vortrag von GABRIELE SCHNEIDER (Düsseldorf), die unedierte Zeugnisse aus dem Lewald-Nachlass präsentierte, zeigte die Erfolgsautorin als selbstbewusste Geschäftsfrau, die auch die merkantile Seite des Schriftstellerberufs virtuos beherrschte und mit Freude betrieb,

indem sie Verleger gegeneinander ausspielte, hart verhandelte und durch bewusste Öffentlichkeitsarbeit die Rezeption ihrer Werke steuerte. Trotzdem sei auch bei ihr ein Rollenkonflikt zwischen Schriftstellerin und Hausfrau erkennbar. In der Diskussion interessierte es die Zuhörer, ob sich die straffe Organisation und der Wille Lewalds, ihre Wirkung zu steuern, auch in der Ordnung des Nachlasses widerspiegeln.

Ebenfalls über unedierte Briefe sprach RENATE STERNAGEL (Berlin), die eine mit Spannung erwartete Edition des Briefwechsels Lewalds mit Adolf Stahr, ihrem Gefährten über drei Jahrzehnte, plant. RAINER ZUCH (Marburg) referierte im Anschluss über die Rolle der Kunstbetrachtungen in Lewalds Spätwerk.

ULRIKE STAMM (Berlin) betonte in ihrem Vortrag die Bedeutung der Kategorie Vernunft für das Werk Fanny Lewalds, die als Vertreterin der ‚äußeren‘ Emanzipation zu sehen ist, im Gegensatz zu Ida Hahn-Hahn, die als Vertreterin der ‚inneren‘ Emanzipation gilt. In diesem Sinne sei Vernunft als Axiom der Autorschaft und des Werks Fanny Lewalds zu verstehen: Lewald wolle nicht als sentimentale, sondern als vernünftige Schriftstellerin gelten. Ihre Texte seien in der Gegenwart verankert, bezögen z.T. konkret politische Stellung und seien damit in der Nähe des programmatischen Realismus zu verorten. Die explizite Thematisierung der jüdischen Emanzipation sei aber, so Ulrike Stamm, im Werk Fanny Lewalds eher selten, vordringlich gehe es um Fragen der weiblichen Emanzipation und dies in praktischer Hinsicht.

In dem Vortrag von EVA LEZZI (Potsdam) stand die diskursive Dimension der Religion in der Figur der Konversion am Beispiel von Fanny Lewalds Roman ‚Jenny‘ im Vordergrund. Inhaltlich nehme dabei der Konversionszwang der weiblichen Protagonisten aufgrund der interreligiösen Eheschließung eine zentrale Rolle ein. Dies stelle ein Novum in der bisherigen Literaturgeschichtsschreibung dar. Fanny Lewald sei sich der Novität ihrer Thematik durchaus bewusst gewesen. Gerade das Ende des Romans verweise, so Lezzi, auf eine radikale Infragestellung des Christentums und des Judentums. Und selbst die Liebe als dritter Ort neben Christentum und Judentum sei letztlich ein christlich konnotierter Ort für die Protagonistin. In dieser Konsequenz scheitere die Liebe an ihrer Ortlosigkeit bzw. an der fehlenden ‚Neutralität‘.

JENNY WARNECKE (Freiburg i. B.) hat sich in ihrem Beitrag mit Louise Astons ‚Revolution und Contrerevolution‘ von 1849 auseinandergesetzt. Sie hat neben einführenden Bemerkungen zu Leben, Kontext und Werk der Autorin vor allem auf die Form der Kolportage-Technik hingewiesen und diese als bewusstes Formelement der Autorin aufzuwerten gesucht. Gerade die Vielpersonenshaft, die verschlungenen Liebestränge, und die verschiedenen Gesellschaftsschichten, die im Text zueinander in Bezug gesetzt werden, seien in ihrer Varianz der Darstellung bemerkenswert und schaffen dadurch eine gewisse ‚Authentizität‘ und eine ganz eigene Ästhetik. Jenny Warnecke hat dabei das Bild der Kamerabewegung im Film bemüht, um die Schnelligkeit und detailreiche Bilderfülle in Louise Astons Roman zu beschreiben.

Am Ende der Tagung wurde schließlich versucht, drei Modelle ‚weiblicher‘ Autorschaft in der Zeit des Vormärz zu unterscheiden; Ulrike Stamm beschrieb die mit Fanny Lewald befreundete Therese von Bacheracht als Autorin, die sich dezidiert als ‚weibliche‘ Autorin verstanden wissen wollte, indem sie ihre Texte in starker Selbstzurücknahme ‚als [bloße] Plauderei‘ bezeichnet und zugleich in ihren Romanen vornehmlich weibliche Opferschicksale schildert; dennoch gelinge es Bacheracht unter diesem Schutzschild einer minimalisierten weiblichen Autorschaft, sich nicht nur als erfolgreiche Autorin zu etablieren, sondern auch zahlreiche Reiseberichte und kritische Essays zu verfassen, in denen sie die gesellschaftlichen und auch die sexuellen Hierarchien in Frage stellt. Christina Ujma betonte demgegenüber Fanny Lewalds kritische und ent-

schlossene Auseinandersetzung mit Rollenerwartungen und Weiblichkeitskonzepten sowohl in ihren Romanen wie auch in ihren öffentlichen Briefen über gesellschaftspolitische Themen. Jenny Warnecke stellte Louise Aston als Autorin vor, die in der flammenden Sprache der Revolution vor allem starke Frauenfiguren und schwache Männerfiguren in ihren Texten entwarf. Tatsächlich habe sich Louise Aston einerseits gängigen Weiblichkeitsstrategien untergeordnet und stehe andererseits allein schon durch die Assoziation mit dem linkshegelianischen Milieu, in dem sie sich aufhielt, am Rand des Literaturbetriebs. Drei Spannungsfelder seien, nach Warnecke, bei Louise Aston von besonderem Interesse: zum Ersten die dargestellte Ordnung im Roman einerseits, die Grenzüberschreitung andererseits. Zum Zweiten die Spannung zwischen den Genres, zwischen so genannter ‚kleiner‘ und ‚großer‘ Form und zum Dritten das programmatische Schreiben im Namen der Emanzipation und gleichzeitig eine tiefe Skepsis dieser Programmatik gegenüber.

Zusammenfassend wurde konstatiert, dass sich an den drei verglichenen Autorinnen zeigt, wie zahlreich die Momente und Räume des Aufbruchs für schreibende Frauen in der Zeit des Vormärz waren. Zugleich verdeutlicht die Gegenüberstellung dieser so unterschiedlichen Autorinnen, welche vielfältigen Möglichkeiten es in diesem historischen Zeitraum gab, das im 19. Jahrhundert problematische Verhältnis von Weiblichkeit und Autorschaft zu gestalten. Fanny Lewald steht dabei gewissermaßen in der Mitte, da sie sich einerseits an Konventionen anpasste, diese aber in ihren emanzipativen Schriften wie auch in ihren Romanen immer wieder in Frage stellte. Diese Vielschichtigkeit weiblichen Schreibens in der Zeit des Vormärz gelte es intensiver zu erforschen, sowohl durch eine Kontextualisierung, die die Besonderheiten einzelner Autorinnen deutlicher konturieren kann, wie auch am Beispiel noch wenig interpretierter Texte und unter Bezug auf noch unentdeckte Vormärzautorinnen.